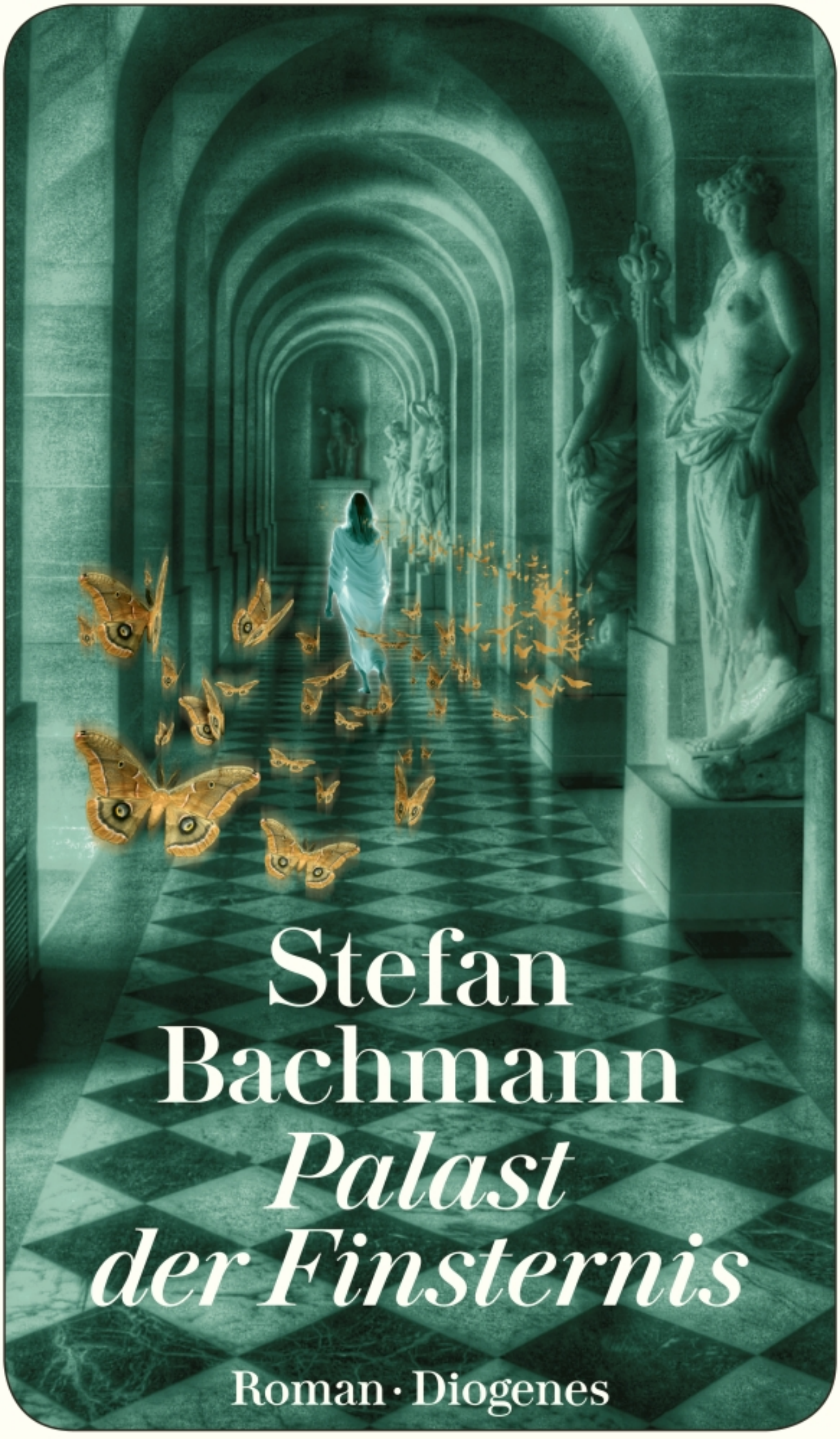
Stefan
Bachmann
Palast
der Finsternis
Roman · Diogenes

Diogenes

Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten.
Die Verwendung der Texte und Bilder, auch
auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages
urheberrechtswidrig und strafbar.
Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung
oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Diogenes Verlag AG
www.diogenes.ch

Stefan Bachmann

Palast der Finsternis

ROMAN

Aus dem Amerikanischen
von Stefanie Schäfer

Diogenes

Titel der 2016 bei Greenwillow Books / HarperCollins, New York,
erschienenen Originalausgabe: ›A Drop of Night‹
Copyright © 2016 by Stefan Bachmann
Mit freundlicher Genehmigung von HarperCollins Children's Books,
a division of HarperCollins Publishers, New York
Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur
Thomas Schlück GmbH, Garbsen
Covermotiv: Diogenes Verlag unter Verwendung
eines Fotos von Plainpicture / BY

Alle deutschen Rechte vorbehalten
Copyright © 2017
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
100 / 17 / 44 / 1
ISBN 978 3 257 30055 0

Für meine Freunde Briony, Beckett und Milla,
die mit mir das Palast-Abenteuer bestanden haben.

Ich hörte, wie es gebaut wurde, Vaters geheimes Versailles, ein Palast unterhalb eines Palastes, ein Reich aus Gold und Kristall, verborgen in den Wurzeln Frankreichs. Als ich ein kleines Mädchen war, vielleicht drei oder vier Jahre alt, hörte ich das Donnern tief unter der Erde. Der Fußboden erzitterte, und sogar die winzigen Möbel in meinem Puppenhaus wackelten. Ich fragte meine Gouvernante, eine stämmige junge Frau aus Beauvais namens Mademoiselle d'Églantine, was das zu bedeuten hatte, und sie antwortete mit schreckgeweiteten Augen, die Erde habe etwas Schlimmes verschlungen und litte unter Magengrimmen. Ich war nicht das klügste Kind Frankreichs. Ich glaubte ihr.

Château du Bessancourt, 23. Oktober 1789

Wir rennen durch den oberen Korridor, als die Fenster zersplittern: Dutzende von Glasscheiben explodieren, die Samtvorhänge blähen sich wild auf. Steine bleiben zwischen den glitzernden Scherben liegen, es fliegen brennende Pechklumpen und wirbelnde Fackeln …

Dann verschmilzt alles zu einer Kakophonie von Geräuschen, meine schnellen Füße, meine blutigen Hände, das Toben der Menge draußen.

Mutter ruft schrill: »Aurélie, warte auf mich!«

Sie folgt mir, in großer Balltoilette mit Fischbeinkorsett und dreißig Pfund Seidenbrokat. Sie ist viel zu langsam. Bernadette und Charlotte haben bereits die Treppe erreicht. Vaters Wachen begleiten sie, die Gesichter schweißglänzend. Die kleine Delphine kauert am Treppenpfosten, die Arme um das Holz geschlungen, und wartet auf Maman und mich.

»Folgt den Wachen!«, befehle ich. Ich blute aus dünnen Schnitten in den Handflächen und zucke vor Schmerz zusammen, als ich Delphine hochhebe und mit ihr die Treppe hinuntereile. »Los, alle hinterher!«

Ich werfe einen Blick über die Schulter. Mutter hat die Treppe fast erreicht. Sie trippelt auf der Stelle, greift nach einzelnen Gegenständen, lässt sie wieder fallen. In ihren

kleinen Händen häufen sich Schnupftabaksdosen, Perlenketten und vergoldete Figurinen. Sie hat Angst zu gehen und Angst zu bleiben.

Draußen erheben sich einzelne Stimmen über das Gebrüll und rufen laut Befehle. Ich schnappe Wörter wie *financier, porcs* und *le meurtrier* auf. Der Mörder. Unter den vielen Schimpfnamen, die ich schon über meinen Vater gehört habe, ist mir dieser hier neu. Was wohl aus uns werden wird, wenn wir es nicht nach unten schaffen? Wenn wir Glück haben, stellt man uns in Paris vor Gericht und lässt uns vor einer tobenden, zahnlosen Menge guillotinieren. Und wenn wir Pech haben … Ich sehe schon unsere Leichen auf einem Haufen im Schatten des zerstörten Schlosses liegen. Motten huschen über unsere beschmutzten Gesichter und breiten ihre Flügel über unseren Augenlidern aus. In diesem Moment erscheint mir mein Leben klein und nichtig, ein läppischer Stofffetzen, der in einer Hecke hängengeblieben ist und im Wind flattert. Was habe ich die ganzen Jahre hier nur gemacht? Wenig. Genau genommen gar nichts.

Die dicken Holztüren in der Eingangshalle zersplittern. Stiefel hämmern auf den Marmorboden, ein hallendes Stakkato von Schusternägeln und klatschendem Leder. Die Geräusche der Eindringlinge verraten mir, wo sie sind. Im Musikzimmer. Im *Salle des Arts,* wo die Porträts der stirnrunzelnden, hakennasigen Bessancourts abgenommen worden sind und nichts als helle Rechtecke auf der Tapete hinterlassen haben.

Mutter wagt sich jetzt auf die Treppe. Ihre Absätze sind so hoch, dass sie seitlich herunterbalancieren muss, Stufe

für Stufe. Rauch zieht in den unteren Korridor, bitter wie Holzäpfel. Ich höre das Knistern der Flammen. Die Fackeln müssen die Vorhänge in Brand gesetzt haben.

Ich tippe dem jungen Wachmann auf die Schulter. »Hol sie«, flüstere ich. »Schleif sie mit, wenn es sein muss, aber bring sie runter!«

Er nickt, duckt sich ein wenig und schnellt dann an mir vorbei, die Treppe wieder hinauf. Die Flammen im Korridor lodern heller. Eine Tür fliegt krachend auf, beängstigend nahe. Heisere Rufe schallen in meine Richtung, Waffen klirren, Füße stampfen im Marschtritt.

»Lauf, Maman! Zieh die Schuhe aus! Lauf!«, rufen meine Schwestern im Chor. Delphine fängt laut an zu heulen, und Tränen fließen ihr über die dicken Babywangen.

Der alte Wachmann schwingt seine Muskete vom Rücken und schleift sie hinter sich her, die Stufen hinauf. Der junge Wachmann hat Mutter fast erreicht. Sie ist so klein! Er könnte sie sich unter den Arm klemmen … Als er sie gerade ergreifen will, schlüpft sie weg. Eine Stufe hinauf. Zwei Stufen.

Ich erstarre und umklammere mit den Fäusten meine Röcke. Der junge Wachmann starrt Maman mit offenem Mund an. Sie schüttelt den Kopf. Dann blickt sie an ihm vorbei in meine Richtung.

Ihre Lippenbewegungen sagen: »Vergib mir, Aurélie«, doch ihr Flüstern geht im Lärm und in dem Lodern des Feuers fast unter. »Ich wünschte, ich wäre mutiger. Für alle von euch wünschte ich, ich wäre tapfer.«

»Nein!« Eine Welle brennender Wut erfasst mein Herz. »*Maman*, nein, NEIN, LAUF!«

Sie fährt sich mit einer Hand über das Gesicht, dreht sich um und kehrt in den oberen Korridor zurück.

Sie haben sie gesehen. Die Schreie werden schrill, aggressiv, jubelnd, geifernde Hunde im Blutrausch. Die Flammen brausen. Der junge Wachmann weicht zurück, die Stufen herunter bis zu uns.

Ein Schuss kracht.

Ich schreie, aber ich höre mich nicht. Ich höre nur den Knall. Mutter erstarrt oben an der Treppe, mit dem Rücken zu uns.

Nein, Maman, bitte nicht …

Langsam dreht sie sich um, eine Hand in den seidenweichen Stoff über ihrem Bauch verkrallt. Als sie die Hand wegzieht, trägt sie einen glänzenden roten Handschuh. Erstaunen malt sich auf ihrem Gesicht. Die Wachen treiben uns auf eine Öffnung in der Wand zu, hinter einem Teil der Vertäfelung, der mit einem kunstvollen Messingfalter geschmückt ist. Doch ich sträube mich, weil ich mich nicht von Mutters Anblick losreißen kann.

»Maman!« Die Aufständischen stürmen auf sie zu und umringen sie. Delphine in meinen Armen schreit wie am Spieß. Der alte Wachmann verpasst ihr eine Ohrfeige. Das Paneel gleitet vor die Öffnung und verschließt sie. Dunkelheit umfängt uns. Unsere eilenden Füße, unsere schnellen, keuchenden Atemzüge, wir können nicht weinen, wir können nicht innehalten. Die Wachen drängen uns voran – hinab und immer weiter hinab in die Schwärze, zu Glück, Sicherheit und ewigem Frieden, wo Vater wartet.

1

Ich kritzle mit Permanentmarker ein paar Abschiedsworte auf Mamans Kühlschrank aus rostfreiem Edelstahl. Keine Ahnung, ob Permanentmarker darauf hält. Vielleicht hätte ich es ganz dramatisch machen und meine Nachricht mit einem Steakmesser einritzen sollen, aber der Marker muss genügen, denn ich muss gleich los. In einer Minute werde ich in einem schwarzen Mercedes sitzen, unterwegs zum Flughafen. In einer Stunde werde ich die anderen treffen. In drei Stunden werden wir irgendwo über dem Atlantik sein.

Hi, Familie! Fast zerdrücke ich die Spitze des Markers auf der kalten Oberfläche. Die Digitaluhr über dem Herd springt auf 18:59 Uhr. Die Sonne geht unter und taucht den Rasen draußen in Gold und Pink.

Überraschung! Ich fliege nach Aserbaidschan! Warum, wollt ihr wissen? Nein, wollt ihr nicht. Aber in drei Monaten werdet ihr es sowieso erfahren. Aus der New York Times. Und der Washington Post. Titelstory.

Tschüss,
Anouk

Es ist nicht witzig. Soll es auch nicht sein. Es soll verletzen. Anouk – das bin übrigens tatsächlich ich. Keine Ahnung,

wer ein Neugeborenes auf den Arm nimmt, ihm in die Augen sieht und es Anouk nennt, aber so heiße ich nun mal: Anouk Geneviève van Roijer-Peerenboom.

Ganz schön pompös, was?

Ich wickle mich eng in meinen wollenen Häkelmantel und schlüpfe aus der Küche. Ein grellbunter Federwisch kreischt mich aus einem Käfig über der Küchenbar an. Pete, der Papagei. Uralt, ständig deprimiert, unglaublich nervig. Gewissermaßen meine Seele in Vogelgestalt. *Tschüss, Pete*.

Draußen höre ich Reifen über den Kies auf der Auffahrt knirschen. Das Haus wirkt riesig und leer. Marmorblass. Ich bin ein vorsätzlicher Schmutzfleck inmitten all dieser Makellosigkeit, eine Radiergummispur auf den geraden Linien. Penny hat eine Ballettaufführung. Alle sind dort. In einer perfekten Welt würden jetzt Mom und Dad aus ihren Zimmern stürzen, dann Penny in ihrem Balletttrikot mit dem violetten Einhorn darauf oder was immer sie sonst momentan am liebsten trägt. Sie würden sich über das Geländer beugen wie Statisten in *Les Misérables,* schreien und weinen und mich anflehen, es mir noch einmal zu überlegen, und ich würde ihnen eine schneidende Bemerkung zuwerfen und hocherhobenen Hauptes zur Tür hinausmarschieren.

Wieder kreischt Pete in seinem Käfig. Mit diesem Abschied muss ich vorliebnehmen.

Ich höre eine Autotür zuschlagen und den Fahrer die Eingangstreppe heraufkommen.

Ich atme tief durch. Es geht los. Dies hier ist das Bedeutendste, was ich je in meinem Leben getan habe. Weit bedeutender, als Kühlschränke zu ruinieren. Das mit Aserbaidschan war übrigens gelogen. Für dies hier wurde ich

auserwählt. Auserwählt aus Hunderten von anderen verzogenen Gören, Genies und anspruchsberechtigten, privatschulerzogenen, polohemdtragenden Schnöseln.

Der Schatten des Fahrers auf den venezianischen Glasscheiben der Eingangstür wächst.

Los geht's!

Ich nehme meinen Koffer, schalte die Alarmanlage ein, öffne die Tür.

»Guten Abend, Miss …«

Ich reiche dem Fahrer meinen Koffer und gehe an ihm vorbei die Eingangstreppe hinunter. Ich setze mich auf den Rücksitz des Mercedes und ziehe meine zahnstocherdünnen Beine hinterher. Sonnenbrille auf. Pokerface.

Der Fahrer drückt meine Tür zu und setzt sich wieder ans Steuer. Er wirft mir im Rückspiegel einen kurzen Blick zu, runzelt die Stirn und versucht, aus mir schlau zu werden.

Vergiss es, Kumpel. Versuch's nicht einmal.

Er startet den Motor. Der Wagen rollt die Einfahrt hinunter, durch die geöffneten Tore. Dann sind wir draußen auf der Straße und gleiten unter den kahlen Zweigen des Long-Island-Winters hinweg. Ich blicke nicht zurück. *Viel Spaß bei der Ballettaufführung*, denke ich und spüre förmlich, wie sich meine Wut gleich einem rotglühenden Tier in meiner Brust zusammenrollt. *Tanz dir die Seele aus dem Leib, Penny. Für mich.*

2

Unser Treffpunkt ist am JFK-Flughafen, in der weißen Glas- und Stahlhalle von Terminal vier. Wir haben äußerst detaillierte Anweisungen erhalten:

> *7:45 Uhr – Ankunft am Flughafen. Nicht in die Koffer schauen. Sofort durch die Sicherheitsschleuse gehen und dann weiter zu Gate B 24. Dort Zusammentreffen mit den anderen Teilnehmerinnen und Teilnehmern der Forschungsreise und Abflug. Begleit- und Kontaktperson ist Professor Dr. Thibault Dorf.*

Hier steht es, schwarz auf weiß auf dickem Büttenpapier, enthalten in den piekfeinen blauen Mappen, die uns zugeschickt worden sind. Ich fahre mit den Fingern über das Wappen der Sapanis, das in die rechte obere Ecke geprägt ist – ein Beil und eine Flagge, umrankt von zwei Rosen. Sie finanzieren unsere Expedition. Ihnen gehört das Schloss, unter dem die archäologische Sensation entdeckt wurde. Nach Google sind sie die fünftreichste Familie der Welt, aber ich habe noch nie von ihnen gehört – zu den Gartenpartys meiner Eltern sind sie jedenfalls nicht eingeladen.

Mein Herz macht kleine Sprünge, als wir uns dem Flughafen nähern.

Ich ziehe noch weitere Unterlagen heraus und blättere sie durch. Ich habe alles schon zigmal durchgelesen, aber will beschäftigt wirken, damit der Fahrer mich nicht anspricht. Manchmal versuchen die einen unterwegs anzuquatschen, weil sie heftige Wut mit putziger Teenagermelancholie verwechseln und einen aufheitern wollen, indem sie einem von ihrem Neffen erzählen, der in den Knast gewandert ist, weil er jemanden erschossen hat. Ich reiß' ihm den Kopf ab, wenn er mich anlabert. Aber dann schmeißt er mich raus, fährt uns ans Meer, irgend so etwas, so dass ich meinen Flug verpasse.

Meine Augen huschen über die Dokumente. Packlisten. Sicherheitshinweise. Eine Anleitung mit dem Titel *Teamarbeit – Fokussiertheit, Kommunikation und Kameradschaft,* die ich bisher jedes Mal beim Lesen übersprungen habe. Man muss es ja nicht übertreiben. Wo ich doch zusätzlich in wochenlangen Intensivkursen Klettern und Tauchen lernen und anschließend die Teilnahmebestätigungen an ein Büro in Manhattan schicken musste, um zu beweisen, dass ich bestanden hatte.

Ich musste ellenlange Verträge Blatt für Blatt abzeichnen, mich auf jede bekannte Krankheit testen lassen, um sicherzustellen, dass ich die Expedition nicht gefährde – das Ganze unter größter Geheimhaltung. Nur die Eltern oder Sorgeberechtigten waren eingeweiht. Und da soll ich auch noch fokussiert, kommunikativ und kameradschaftlich sein? Nichts da.

Der Wagen biegt in die Abflugzone ein. Ich klemme die blaue Mappe unter den Arm, steige aus, gehe nach hinten zum Kofferraum und hebe meinen Koffer schon heraus,

noch bevor der Fahrer seine Tür ganz geöffnet hat. Dann mache ich mich so schnell davon, wie es möglich ist, ohne dass es aussieht, als wäre ich auf der Flucht. Was ich allerdings durchaus bin. Ich weiß genau, dass mir der Fahrer verdutzt hinterherstarrt.

Im Hineingehen erhasche ich einen Blick auf mein Spiegelbild in den Glasschiebetüren zum Terminal. Ich bin das, was die Leute gern als »gertenschlank« beschreiben, vor allem, wenn sie keine Ahnung haben, wie eine Gerte aussieht. Scharfkantiges Gesicht unter einem dunklen, krankenschwestermäßig kurzen Bob. Verkniffener Mund. Dunkle Ringe unter den Augen. Unter dem Häkelmantel gucken Skinny Jeans sowie spitze Hexenschnürstiefel hervor, in denen mir wahrscheinlich in ein paar Stunden die Füße höllisch weh tun werden.

Mit leisem Zischen öffnen sich die Türen und teilen mich in der Mitte. Ich betrete den Terminal. Eau de Airport empfängt mich – Kaffee, staubige Teppichböden, luxuriöse Kopfnoten von Heizungsluft und billiger Waschlotion. Passagiere schieben Berge von Gepäck vor sich her wie Strafgefangene. Sie starren mich an, blöde und fast feindselig.

Schon klar, ich hasse euch auch.

Ich durchpflüge die Menge. *Sofort durch die Sicherheitsschleuse gehen und dann weiter zu Gate B 24.*

Eine junge Mutter, die zwei Kinder hinter sich herzieht, rempelt mich an, und ich erwarte schon eine Entschuldigung, doch bei meinem Anblick verändert sich ihr Gesichtsausdruck: Verlegenheit – Überraschung – Angst – Widerwille – alles in wenigen Millisekunden. Meine angeborene unsympathische Wirkung auf andere muss in diesem Moment wie

Rauch von mir aufsteigen. Ich wickle meinen Mantel fester um mich und gehe an ihr vorbei. Knalle Pass und Boardingpass dem Security-Typen von TSA hin. Er blättert meinen Pass durch und schaut mich misstrauisch an, als er sieht, dass fast jede Seite mit Stempeln übersät ist. Aruba, letzten Sommer. Dubai, für eine Hausarbeit über Arbeitsmigration. Tokio, Freiwilligenarbeit nach dem Erdbeben.

Er wirft einen Blick auf meinen Boardingpass und bedeutet mir, zur Seite zu treten. Na super. Wahrscheinlich hält er mich für eine Drogenkurierin.

Eine TSA-Mitarbeiterin kommt zu uns herüber. Schmetterlingsbrille, knallroter Lippenstift, blasiert: »Bitte folgen Sie mir, Ma'am.« Sagt's und führt mich an der ganzen endlosen Schlange vor der Sicherheitsschleuse vorbei. Ich wappne mich schon gegen Deportation, Gulag, was immer sie heutzutage mit unliebsamen Personen anstellen. Stattdessen positioniert mich die TSA-Angestellte als Erste in der Reihe und lässt mich dann stehen. Die Sicherheitsleute winken mich durch.

Wie bitte? Cool!

Laptop raus, Mantel aus, breitbeinig hinstellen für den Bodyscan. Schon bin ich im Abflugbereich und quetsche mich an einem Punk vorbei, der auf die glorreiche Idee gekommen ist, mit einem Dutzend Piercings, einem Nietengürtel und Stiefeln mit Metallkappen zu reisen. Er schaut mich vorwurfsvoll an, als mache er mich für seine miesen Lebensentscheidungen verantwortlich.

Und schon bin ich im Bereich mit den Fastfood-Restaurants und Zeitschriftenläden. Als ich das letzte Mal nach Europa geflogen bin, dauerte alles viermal so lang. Damals

wollte ich nach Perugia zu einem Masterkurs über Renaissanceliteratur. Zu der Zeit lernte ich gerade meine fünfte Fremdsprache. Dad konnte mich nicht zum Flughafen bringen – er wohnt die Woche über im Loft in Manhattan – und wollte, dass ich mir ein Taxi bestelle, aber Mom und Penny mussten sowieso zu einem Hautarzttermin, deswegen nahmen sie mich mit. Sie saßen vorne, und Mom kaute diesen ekligen medizinischen Kräuterkaugummi, den sie so gern mag, ein Überbleibsel ihrer Ketaminabhängigkeit in den Neunzigern. Immer wieder lehnte sie sich über die Mittelkonsole und strich Pennys Haar hinter ihr winziges halbverstümmeltes Ohr, wobei sie den erdigen Pfefferminzgeruch im ganzen Auto verbreitete. Ich hätte sie am liebsten angebrüllt, sie solle gefälligst auf die Straße achten. Später in der Abflughalle tippte Penny wie wild auf ihrem Handy herum, das Haar nach vorne gekämmt, um die Narben auf ihren Wangen zu verbergen. Mom erzählte ihr irgendetwas über Madame Pripatskys Karpaltunnelsyndrom.

Ich schämte mich jetzt dafür, dass ich gedacht hatte: *Mom? Penny ist nicht mal gut in Ballett. Ich bin diejenige, die nach Italien fliegt. Rede mit mir!*

Doch alles, was ich sagte, war: »Penny, bitte denk dran, Pete zu füttern.«

Ich vergöttere Penny. Dabei habe ich gar nicht das Recht dazu. Im Grunde dürfte ich ihr nicht mal zu nahe kommen, aber sie ist der einzige Mensch auf der Welt, den ich, wenn, sagen wir mal, ein Komet auf die Erde zurasen würde und ich ein Raumschiff hätte, mitnehmen würde. Als Baby hat sie mir den Spitznamen Ucki verpasst, weil sie bei »Anouk« zu viel sabbern musste. Mit vier erzählte sie mir, wenn sie

mal groß wäre, wolle sie ein Seestern werden, und zwar ein blauer, und Tierärztin. Ich weiß noch, dass ich sagte, das wäre eine gute Idee, denn blaue Seesterne, die auch noch Tiere heilen könnten, seien sehr selten. Jetzt ist sie elf und will später Primaballerina beim New York City Ballet werden. Dabei kann sie kaum aufrecht gehen.

Ich weiß noch, wie Penny mir zunickte, während ihr Daumen über den Bildschirm wanderte. Und wie meine Mutter und ich aneinander vorbeistarrten. Meine Mutter ist 43, mit einer so dichten, fülligen Mähne wie Mufasa in *Lion King*. Und sie hat ein Wahnsinnscharisma. Sie kann Firmengesellschafter, Vizepräsidenten und den Hotdogverkäufer auf dem Bürgersteig vor ihrem Bürogebäude dazu bringen, ihr ins Nichts zu folgen. Sie wünscht, ich wäre tot.

Etwa zehn Sekunden lang standen wir so, und im Inneren bettelte ich laut schreiend darum, dass ihre Augen sich nur einen halben Zentimeter zur Seite bewegen und mich ansehen würden.

Doch das taten sie nicht. Sie fixierte einen Punkt über meine Schulter hinweg und sagte: »Nimm dich in Acht vor den italienischen Jungs.« Und dann lächelte sie ihr winziges, grimmiges Lächeln, das besagte: *Geschieht dir recht.*

Sie wickelte das nächste Kaugummi aus. Beugte sich nach vorn und flüsterte in Pennys Ohr, als wären sie Freundinnen oder wenigstens Mutter und Tochter. Ich beobachtete sie und hätte meine Mutter am liebsten geohrfeigt, sie an den fließenden schwarzen Kleidern gepackt und geschüttelt, bis sie geschrien hätte, bis sie mich gehasst hätte, denn wenn sie mich hassen würde, müsste sie mich wenigstens ansehen. Doch ich stand vollkommen reglos da, und meine Haut

prickelte. »Hinter dem Sofa im Keller stehen drei Flaschen Champagner, falls du feiern willst, wenn du nach Hause kommst«, sagte ich.

Ich fühlte mich krank und wütend und versteckte mich nach dem Sicherheitscheck sofort in der Business Class Lounge. Kaute auf Blutorangenschalen herum, bis mein Mund schmerzte. Drei meiner Klassenkameraden vom St. Winifred waren auch da, ebenfalls auf dem Weg nach Perugia. Ein Trio mit perfekt funktionierendem Verstand, perfekt operierten Nasen und perfektem Schmuck von Tiffany, die miteinander flüsterten und mir Blicke zuwarfen. Eine von ihnen – Bahima Atik, glaube ich – winkte mir zu. Ich tat so, als würde ich es nicht bemerken. Am St. Winifred hat man keine Freunde. Höchstens Verbündete. Handelsabkommen und Nichtangriffspakte, und wenn man Glück hat, ein oder zwei Leute, die einem nicht von hinten ein Messer in den Rücken rammen.

Ich kehre in die Gegenwart zurück und verspüre wieder diese Wut, die sich an die Innenseiten meiner Rippen heftet, als gehörte sie dorthin. An jenem Tag verließ ich die Lounge wie eine Art düstere, spindeldürre Meereskreatur, der man schon von weitem ansah, dass man ihr besser nicht zu nahe kam. Dort hat alles begonnen, nehme ich an. Diese Suche nach etwas Großem, nach einer heroischen Aufgabe, durch die mir die Leute automatisch ausweichen würden, wenn ich einen Flur entlangginge, die mich angsteinflößend, großartig und unübersehbar machen würde. Ich hoffe, ich habe sie gefunden.

Ich hätte eine Million anderer Dinge tun können. Ich hätte mit einem Baseballschläger durch unser Haus auf

Long Island toben und das ganze Kutani-Porzellan zerschlagen können. Ich hätte Partygirlanden aus den vertraulichen Geschäfts-E-Mails meiner Eltern basteln und sie bei ihrer nächsten Wohltätigkeitsgala flattern lassen können. Ich hätte mir den Junkie Ellis Winthrope schnappen, mit ihm nach LA fliegen und Fotos von unserer Hochzeit an die ganze Familie schicken können. Aber das hier ist besser. Es ist mein Gnadenstoß. Oder vielleicht nur mein Stoß, ohne Gnade.

Ich werfe einen Blick auf mein Handy. Noch drei Minuten bis zum Treffen mit den anderen.

3

Als Ersten sehe ich Jules Makra. Er lehnt an einer Säule vor Gate B 24 und spielt mit seinem Handy. In unserer Mappe befindet sich unter anderem ein Spreadsheet, in dem mit Aufzählungspunkten unsere Eigenschaften aufgelistet sind, als wären wir Superhelden in einem blöden Comic. Alter. Besondere Fähigkeiten. Studienfächer. Hobbys. Passbilder, damit wir einander erkennen.

Jules ist groß und schlaksig. Zappelig. Trägt sein Haar zu einer imposanten, eindeutig sehr aufwendigen schwarzen Tolle gestylt, die allerdings schon in sich zusammenzufallen scheint. Er trägt Ohrhörer und wippt mit einem Bein einen offenbar sehr unregelmäßigen Beat. Ich trommle mit den Fingernägeln auf den Griff meiner Tasche. Atme tief durch und gehe mit meinem Rollkoffer auf ihn zu.

Erst als ich vor ihm stehe, hebt er den Kopf. Sieht mich. Grinst.

Jules Makra aus der Nähe: ein bisschen Punk, ein bisschen Hipster. Aufgekrempelte Chinos, dazu ein abgefahrenes grelles T-Shirt mit aufgedruckten russischen Puppen und Blumen, das unter einer schiefsitzenden Bomberjacke hervorschaut. Für eine Millisekunde kneift er die Augen zusammen, kleine Splitter über seinem Grinsen. Checkt mich ab.

Ich checke zurück. »Gehörst du zu Professor Dorf?«

»Ja!«, antwortet er. Er zupft einen Ohrhörer heraus und sein Grinsen wird breiter. »Bist du Lilly?«

»Nein.« Ich blicke mich nach den anderen um.

»Aha. Dann bist du Anouk?«

Nein, ich bin William Park, hätte ich beinahe erwidert, doch dann taucht William Park auf, und ich beiße mir auf die Lippe.

Ich mag Will Parks Gesicht. Er sieht aus, als hätte jemand Jules in- und auswendig studiert und dann das genaue Gegenteil gebaut. Auch Will ist groß, aber kräftig und breitschultrig, und während man bei Jules befürchtet, er könnte jederzeit ein Schulterblatt aus seinem mageren Rücken hervordrücken, scheint Will in sich zu ruhen. Nur seine Kinnpartie widerspricht diesem Eindruck, denn sie ist scharfgeschnitten und ein bisschen verkrampft, als beiße er die Zähne zusammen. Vielleicht ist er nervös. Er trägt eine Ballonmütze, tief ins Gesicht gezogen, und eine abgetragene alte Kabanjacke, die wahrscheinlich schon vor hundert Jahren Shabby Chic war.

Jules zieht den anderen Ohrhörer auch noch heraus und grinst wieder, allerdings habe ich das Gefühl, dass er Will breiter angrinst, vielleicht in der Hoffnung, das Debakel namens Anouk vermeiden zu können. »Hey!«, sagt er.

»Hey.« Wills Stimme ist tief, und er reicht uns beiden ohne zu zögern die Hand. Er sieht mich für eine Sekunde an, bevor er den Blick senkt. Er hat blaue Augen.

Jules runzelt die Stirn. Wahrscheinlich fragt er sich, wie die Chancen stehen, dass alle in diesem Team asoziale Freaks sind. Ich setze mich auf meinen Koffer. Will lehnt sich mit

einer Schulter neben Jules an die Säule und überblickt die Menge. Eine unglaublich peinliche Stille tritt ein. Es ist so ein Moment, in dem jeder weiß, dass alle verlegen sind, aber keiner etwas dagegen tun kann. Deswegen sitzt man einfach still da und hofft auf einen baldigen schnellen Tod.

Hayden Maiburgh erscheint als Nächster. Er ist genauso groß wie wir alle, aber ein ganz anderer Typ. Der Typ, den ich normalerweise zu meiden versuche wie die Pest. Privatschulblazer, blauverspiegelte Pilotenbrille, das Haar ordinär zur Seite gegelt. Er sieht aus, als wäre er unterwegs zu einem Polospiel oder einem Champagnerbad in einer goldenen Wanne, und beim Näherkommen hat er dieses Hey-ihr-Loser-Grinsen, mit dem manche Leute offenbar auf die Welt kommen.

Und dann sagt er auch tatsächlich genau das: »Hey, ihr Loser!« Ich hätte mich beinahe verschluckt. Dann probiert er an Jules einen pseudocoolen Bro Handshake aus, mit Umgreifen und Fäuste aneinanderstoßen und so, nur dass Jules keine Ahnung hat, wie Bro Handshakes funktionieren, und das Ganze geht zu meiner diebischen Freude gründlich daneben. Blöderweise scheint Hayden genau das erwartet zu haben, als wäre die Begrüßung ein Test gewesen und als würde Jules' Versagen von Anfang an die Hierarchie zwischen ihnen etablieren. Grinsend dreht er sich nun zu Will um, bereit, das ganze Manöver zu wiederholen, doch der springt nicht darauf an, sondern quetscht Haydens Hand nur kurz ein Mal und starrt dann weiter gedankenverloren in die Menge.

Ich bleibe auf meinem Koffer sitzen. Strecke die Beine aus und werfe Hayden einen tödlichen Blick zu, als er auf mich

heruntersieht. Dann schaue ich weg, als wäre er zu langweilig, um ihn auch nur anzusehen. Ich versuche, mich an die Beschreibungen von uns in der blauen Mappe zu erinnern:

Anouk Geneviève van Roijer-Peerenboom. 17 Jahre alt. Turnerin. Bekloppte. Spricht fünf Sprachen fließend, hat Grundkenntnisse in acht weiteren, national anerkannte Jungakademikerin, studiert Kunstgeschichte an der NYU. Vor kurzem Abschluss an der Privatschule St. Winifred in Manhattan. Kann außerdem klettern und tauchen.

Jules Makra. 17. Grafikdesignstudent. San Diego, Kalifornien. Hat einen Preis dafür gewonnen, dass er einen Stuhl gezeichnet hat oder so.

Will Park. 17. Ingenieurstudent aus Charleston, South Carolina. Hat hübsche Augen.

Hayden Maiburgh. 17. Hauptfach Philosophie an der Cornell Universität. Soll das ein Witz sein? Worüber philosophiert er, Gewichtheben? Getränkekartons? Wie arm die Superreichen dran sind?

Die Fünfte im Bunde ist noch nicht da. Lilly Watts. 16. Sun Prairie, Wisconsin.

Drei Minuten später kommt sie. Ich vermute, sie ist wie ein ganz normaler Mensch auf uns zugeschlendert, aber für mein Gefühl taucht sie so abrupt auf wie eine Anime-Figur, die alle anderen wegbläst, so dass sie nur Speedstreifen hinterlassen. Sie ist klein, rundlich und die Verkörperung des amerikanischen Hippie-Indie-Girls: Federn im Haar, jede Menge bunte Armbänder, eine abgetragene Lederjacke mit Fransen. Dazu trägt sie den riesigsten Wanderrucksack, den ich je gesehen habe und der ihren Kopf bei weitem überragt. Ihre Nase glänzt und sieht fettig aus.

Sie schaut uns an, wie wir gegen Säulen gelehnt und auf Koffern sitzend warten, als posierten wir für eine Ausklappseite in der *Vogue*. Sie reißt die Augen weit auf, spreizt die Finger und ruft: »Oh, mein Gott! Ist das nicht der reine Wahnsinn? Wir fliegen nach Frankreich!«

Sie führt einen kleinen Indianertanz auf. Jetzt lächelt sie mich direkt an. »Ich habe schon Angst gehabt, heute wäre gar nicht Mittwoch. Weil, ich hab euch nämlich nicht gefunden, und einmal habe ich die ganze Nacht und einen ganzen Tag verschlafen, ganze 24 Stunden hab ich verpasst, deshalb dachte ich, ich hätte vielleicht den Mittwoch verschlafen und heute wäre schon Donnerstag. Ich weiß, das klingt blöd, oder, habe ich aber wirklich gedacht!«

Sie schüttelt Hayden die Hand, weil er ihr am nächsten steht, und dabei lacht und plappert sie, und Hayden lächelt ein wenig herablassend auf sie hinunter. Merkt Lilly das überhaupt?

Jetzt spricht sie mit Jules. Er reißt Witze. Sie unterhalten sich. Lilly macht so eine Schulterbewegung auf ihn zu und sagt: »Wiirklich? Ich auch!«, und ich stelle mir vor, dass sie darüber reden, wie sie beide das blendende Zahnpasta-Werbelächeln hingekriegt haben.

Dann ist Will dran. Im ersten Moment sieht es fast so aus, als wolle sie den armen, schweigsamen Kerl umarmen, doch dann schiebt sie den Gedanken zurück in die Mappe der guten Taten für später und nimmt stattdessen seine Hand in ihre beiden Hände, strahlt ihn an und erklärt, sie finde seine historisch korrekte Kaban-Jacke phantastisch. Kurz bevor sie mich erreicht, stehe ich auf.

»Hurra«, bemerke ich tonlos und mache eine Jazz-

Hands-Pose. »Hier wären wir dann also. Aber wo ist Dorf?«

Lilly bleibt abrupt stehen. Alle starren mich an.

»Wir sollten uns hier mit ihm treffen«, bestätigt Hayden.

»Hat noch jemand von euch beim Klettern komplett versagt?«, fragt Jules.

»Hi«, sagt Lilly und winkt mir zu, mit einer kleinen, hektischen Bewegung.

Ich drehe mich auf dem Absatz um und scanne die Gesichter, die an mir vorbeiziehen. Wir sind genau da, wo wir sein sollten, Terminal vier, Gate B 24. Doch die Reihen der grauen Sitze im Wartebereich sind leer, und der Monitor zeigt keine Fluginformationen.

»Vielleicht haben wir alle den Mittwoch verschlafen«, sagt Lilly und lacht. Niemand lacht mit. Ich werde tatsächlich ein bisschen nervös. Falls ich den falschen Tag, die falsche Zeit oder den falschen Flughafen erwischt habe, muss ich zurück nach Hause schleichen und möglicherweise feststellen, dass Permanentmarker tatsächlich auf rostfreiem Stahl hält …

Ich höre ein metallisches Klicken hinter mir. Die Stahltür zur Schleuse wird geöffnet. Ich drehe mich um und sehe vier Typen in schwarzen Anzügen herausmarschieren. Sie sind tadellos gekleidet, aber ansonsten ziemlich krass. Ich sehe ein Tattoo, das sich unter einem Hemdkragen hervorschlängelt. Silbrige Narben, die sich im Zickzack über eine Reihe Fingerknöchel ziehen. Einer trägt tatsächlich einen grellroten Irokesen, sechs Spitzen, die sich wie lodernde Sonnenstrahlen mitten über seinen Schädel ziehen.

Aus ihrer Mitte kommt ein fünfter Mann auf uns zu, um

die fünfzig, wuchtig wie ein Felsblock, wirkt aber elegant und gelehrt. Mit seinem ordentlich getrimmten Bart, der Nickelbrille, dem Hut und dem farbenfrohen Seidenschal um den Hals sieht er aus wie ein in die Jahre gekommener, weltmännischer Indiana Jones, der sich mit massenweise Brokkoli und Proteinshakes Muskelmasse zugelegt hat. Ja, er sieht genauso aus wie auf dem Foto: Professor Dr. Thibault Dorf.

»Hallo, hallo!«, ruft er. Nicht laut, doch er hat eine tiefe, rauhe, klangvolle Stimme, bei der sich alle im Umkreis von drei Metern umdrehen und ihn anstarren. Wir inklusive. Die Bodyguards nehmen unser Gepäck. Der mit dem roten Irokesen drängt uns durch die Metalltür und die Schleuse, und Dorf sagt: »Wie nett, euch kennenzulernen. Und ihr wart alle pünktlich! Willkommen beim Projekt Papillon.«

Er hat einen kaum merklichen Akzent. Weder französisch noch britisch. Keine Ahnung, was es für einer ist. Lilly klammert sich sofort an seinem Arm fest und erklärt ihm, wie unfassbar aufgeregt sie sei, jetzt hier zu sein. Ich schaue den Bodyguard an, der mir am nächsten ist. Geieraugen. Blonder Stoppelbart, so hell, dass er fast grau wirkt. Der Typ sieht aus wie ein nordischer Gott. Fasst sich mit einer Hand ans Ohr; er trägt ein Headset, das sich an seinem Kinn entlangzieht. Ein Licht blinkt darin – ein dünner roter Strich, lautlos pulsierend, als erhalte der Typ gerade eine Nachricht. Ein Flüstern, direkt in den Schädel gepflanzt.

Die anderen unterhalten sich, lernen einander kennen, freunden sich an. Ich beobachte das pulsierende Licht und den Typen und frage mich, was er hört.

Aurélie du Bessancourt, 27. August 1789

Mutter wurde heute nach unten eingeladen. Niemand hat das Palais du Papillon bisher gesehen, niemand außer Vater, Havriel und die Legionen von Handwerkern, die in den Tiefen leben, ohne Wechsel von Nacht und Tag, und bei Lampenschein unermüdlich arbeiten, malen und bildhauern.

Die Einladung kam mit großem Pomp: drei Lakaien in voller Livree – goldbetresste scharlachrote Jacken, seidene Beinstrümpfe, der mittlere von ihnen zusätzlich mit einem kleinen vergoldeten Helm. Sie klopften an die Tür zu Mamans Gemächern. Sie befand sich gerade in ihrem Boudoir, wo sie in einem Flecken Sonnenlicht wie eine Katze schlief. So kam es, dass ich das Geschenk entgegennahm. Ich klappte den Deckel auf und schaute hinein wie ein neugieriger Pfau. Ein einziges Stück Papier lag darin, gebettet auf getrocknete Stiefmütterchen und Apfelblüten.

Mein Liebling, mein Schatz, mein Herz, las ich. Die Karte war goldumrandet und duftete so intensiv nach Nelken, Rosenöl und schweren Parfüms, dass mir fast übel wurde.

Ich erbitte Dein treffliches Erscheinen vor den Toren zum Palais du Papillon am heutigen Tage, dem 27. August, zur neunten Stunde.

Für immer in Liebe, Frédéric

Rasch legte ich die Karte zurück und ließ mich auf einen Stuhl fallen. Der Grund für die Einladung war offensichtlich: Vaters geheimnisvoller Palast näherte sich der Vollendung, und er brannte darauf, ihn ihr zu zeigen.

Ich überreiche Maman die Einladung, als sie erwacht, und heuchle Überraschung, als sie mir erzählt, was darin steht.

»Darf ich mitkommen?«, frage ich, vielleicht ein wenig zu direkt, denn Maman blickt mich verwundert an.

»Nein«, sagt sie. »Nein, mein Kind, er hat nicht geschrieben, dass ich jemanden mitbringen soll. Er ist da sehr besonders.«

»Ich bin auch besonders«, erwidere ich gespielt beleidigt. »Besonders neugierig.« Dann lache ich, aber Mutters Lächeln ist schwach wie verwässerter Cognac, deswegen dränge ich nicht weiter. Ihr Schweigen beunruhigt mich nicht. Ich bin so aufgeregt, als ginge ich selbst hin. Letzten Monat beobachteten Charlotte, Delphine und ich die gepanzerten Kutschen, die die Allee entlangkamen. Die Pferde schwitzten, ihr Fell glänzte in der Sonne, und die Kutscher riefen den Gärtnern im Vorbeifahren fröhliche Worte zu. Wir sahen Sofas aus Paris, Spinette aus Wien, Ballen von Seide und Brokat aus London und Flandern, so schwer, dass die Diener ganz gebückt gingen, als sie sie in den unteren Korridor schleppten, den unterirdischen Gängen und der Dunkelheit entgegen, die sie verschluckte wie ein gefräßiges Ungeheuer. Der Palast muss ein wundervoller Anblick sein. Und riesig! Eine endlose Schlange von Kutschen, alle bis zum Bersten gefüllt. Es scheint, als könne sich Vater alles leisten, was sein Herz begehrt: sich an Honigwachteln und

Petit fours dick zu essen, eine so schöne Frau wie Maman zu haben und dazu vier Töchter und keine Söhne. Ein Palast, vor dem der König von Frankreich neidvoll erblassen würde. Ich frage mich, ob es irgendetwas gibt, das er nicht haben kann.

Als Maman später an mir vorbeigeht, ist sie aufgeputzt wie eine venezianische Madonna, ihr Gewand aus feinster Seide und von einem tiefen, leuchtenden Karmesinrot (wie Mohnblüten, Beeren oder Rosen), Ärmel und Mieder über und über mit Perlen bestickt, die Perücke eine hochaufgetürmte rauchgraue Lockenpracht und mit Silberblüten festgesteckt. Sie geht allein in den Korridor hinab, wo Vater und Havriel sie erwarten; nicht einmal Madame Kretschmer oder die Zofen dürfen sie begleiten. Sie nimmt mich im Vorbeigehen nicht wahr. Ich würde ihr gern etwas zurufen, ihr Glück wünschen, aber schon ist sie weg, und ich höre nur ihre gedämpften, langsamen Schritte, die sich die Stufen hinunter entfernen. Ich kann ihren Bericht kaum erwarten!

4

Im Flugzeug werden wir von einer spindeldürren Asiatin in Bleistiftrock und hochgeschlossener weißer Bluse begrüßt. Ihre Augen stehen in einem auffälligen Kontrast zu ihrem Typ – grün-graue Strudel mit großen schwarzen Pupillen, als hätte jemand Löcher in die Himmelskuppel gestanzt. Sie mustert uns, irgendwie kalt und grausam, wie ein Fleischbeschauer.

»Das ist Miss Sei«, stellt Dorf sie vor. »Leitende Wissenschaftlerin der Sapani Corporation. Sie wird bei der Expedition assistieren.«

Sie schnalzt mit der Zunge, bedeutet uns mit einem Wink, ihr zu folgen, und marschiert resolut voraus durch den Mittelgang.

Ich beobachte, wie sich ihre eckigen Schultern unter der Bluse bewegen. Neben mir stößt Jules einen leisen Pfiff aus. »Wir reisen definitiv erster Klasse.«

Damit meint er wohl die iPads in den Armlehnen, die Flachbildmonitore mit Bildschirmschonern von Stränden und Wasserfällen, den wie zufällig positionierten, kleinen Mangobaum neben dem Notsitz.

Miss Sei bittet uns in eine Lounge mit glänzender schwarzer Holzverkleidung, weißen Ledersitzen, Sofas wie riesige Perserkatzen, außerdem eine Bar mit drei Jugendstilhockern

davor und eine Wand voller Flaschen mit bunten Etiketten. Der Bodyguard mit dem roten Iro, der nordische Gott und die anderen marschieren an uns vorbei durch eine Glastür in das angrenzende Abteil des Jets. Miss Sei fordert uns mit einer Geste auf, auf den Sofas Platz zu nehmen, und wir gehorchen ihr wortlos. Dorf bleibt stehen und lächelt uns an.

»Alles nur für euch!«, sagt er und breitet einladend seine großen Hände aus. »Wir sehen uns dann in Paris, morgen früh in aller Frische.«

Miss Sei und er verschwinden ebenfalls im nächsten Abteil, wobei er in der Tür den Kopf einziehen muss. Die Glastür gleitet hinter ihnen zu. Wir sind allein.

Augenblick mal, das war's? Keine Begrüßungsrede? Kein »Willkommen an Bord, alle miteinander«?

Einen Moment lang sitzen wir wie erstarrt da. Dann sagt Jules: »Das. Ist. Phantastisch!«, und streckt sich auf einem der Sofas aus. Anscheinend fällt niemandem außer mir auf, wie bizarr das alles ist. Lilly hüpft von den Barhockern zum Mangobaum zum Wasserfall-Bildschirmschoner und kommt aus dem Staunen nicht mehr heraus. Hayden tritt an die Bar und klirrt mit den Flaschen. Ich setze mich auf eine Couch, schlage die Beine übereinander und lasse das ganze Schauspiel auf mich wirken.

Will macht es sich neben mir auf dem Sofa bequem. Keiner von uns spricht ein Wort. Der Flugkapitän gibt durch, wir sollen uns zum Start bereitmachen. Ich schaue Will an. Er hat die Hände auf die Knie gelegt und blickt so ernst, als wäre alles, was er sieht, eine große Tragödie. *Ganz deiner Meinung, Will.*

Jules und Lilly hängen an ihren Handys, lachen über ir-

gendetwas, und ich denke gouvernantenhaft, dass die Vertragsbedingungen doch vorschreiben, weder in den sozialen Netzwerken etwas zu erwähnen noch zum Beispiel Bilder zu posten oder zu versenden. Aber vielleicht ist es ihnen egal, oder sie hoffen, nicht erwischt zu werden.

Will räuspert sich. Ich sehe ihn an. Er räuspert sich noch mal und bemerkt: »Es gibt keine Anschnallgurte.«

Er hat eine wundervolle Stimme, tief und ruhig, ein wenig schleppend.

»Stimmt«, sage ich.

Schweigen. Anscheinend hat er sein gesamtes Small-Talk-Repertoire erschöpft, deswegen beschließe ich, ihm zu helfen. Mit einem Wink auf die anderen sage ich: »Das kann ja heiter werden. Neun Stunden zusammen mit denen? Und dann noch mal zwei Wochen und neun Stunden. Was wir eigentlich bräuchten, wären Käfige. Und Tranquilizer.«

Will starrt mich an. Seine blauen Augen verdunkeln sich und sehen mich forschend an.

»Käfige und Tranquilizer!«, wiederhole ich ein wenig lauter. Die Turbinen dröhnen. Die Lichter auf der Startbahn laufen uns in orangefarbenen Zwillingsreihen entgegen wie gutabgerichtete Glühwürmchen.

Will zieht eine Augenbraue hoch. »Das nicht. Aber Anschnallgurte wären gut.«

Aha. Alles klar. Ich habe keine Ahnung, wie ich mit jemandem umgehen soll, der keinen Sarkasmus versteht. Angeblich lässt sich Intelligenz daran messen, wie sensibel man auf Humor reagiert. Keine Ahnung, ob das stimmt oder nicht, aber ich tröste mich damit, dass die Leute, die mich nicht lustig finden, einfach nur dämlich sind.

»Alles klar.« Ich rutsche ein Stück von ihm weg und setze meine Kopfhörer auf. »Danke für das Gespräch.«

Ende dieser Unterhaltung. Ich starte die Playlist auf meinem iPod.

Die Kabine neigt sich, als das Flugzeug abhebt. Will bleibt reglos neben mir sitzen, was ich wahnsinnig galant von ihm finde angesichts der Tatsache, dass ich gerade seinen Namen aus meinem geistigen Buch aller Dinge ausradiert habe. Ich schließe die Augen und frage mich, ob ich vielleicht doch mit diesen Leuten auskommen könnte. Unmöglich ist es nicht. Manchmal werden andere zu Freunden, einfach so.

»Hi!«, quietscht Lilly und bohrt sich quasi zwischen Will und mich. »Wir haben uns noch gar nicht richtig kennengelernt. Ich bin Lilly.« Ich schlage die Augen auf. Ich habe gerade Ingrid Michaelson gehört, und zwar die Passage im Stück, in der sie quasi mit der Stimme lächelt. *Let's get rich and buy our parents homes in the south of France.* Lass uns reich werden und unseren Eltern Häuser in Südfrankreich kaufen. Ich liebe diesen Part. Nur seinetwegen höre ich mir das gesamte Stück an.

»Hi«, sage ich, ohne die Kopfhörer abzunehmen.

»Wie heißt du?«, fragt Lilly und lächelt mich ermunternd an.

»Anouk«, antworte ich. »Hast du die Unterlagen nicht gelesen?«

Lillys Lächeln wirkt für einen Moment angestrengt, aber irgendwie erhält sie es durch reine Willenskraft aufrecht. Ich schaue sie neugierig an. Sie sieht weder übermäßig intelligent aus noch so, als könnte sie eine Felswand erklimmen oder Flaschentauchen.

»Cooler Name«, sagt sie. »Ist das russisch?«

»Was?«, frage ich ziemlich gereizt und lasse jetzt doch die Kopfhörer in den Nacken rutschen. »Nein. Ich glaube, niederländisch. Oder flämisch.«

»So ein Zufall, meine Tante wohnt in Flemings!«, erwidert Lilly. »Das ist in Wisconsin.« Sie berührt mein Knie und wirft mir erneut ein Lächeln zu, als sei es eine besondere Leistung, in Flemings, Wisconsin, zu wohnen.

Andererseits ist es das durchaus. Keine Ahnung, wie die Leute das aushalten. Wie das irgendjemand aushalten kann.

»Glückwunsch an die Tante«, sage ich und wippe mit dem Bein. »Nein, wirklich, Flemings, Wisconsin. Wow!«

Lillys Augen verengen sich. Ist sie jetzt sauer? Nein: Genau so hat sie Will angesehen, bevor sie beschloss, ihn nicht zu umarmen. Nur diesmal beschließt sie wohl, dass eine Reaktion auf mein komisches Verhalten nicht aufgeschoben werden darf, sondern sie sich mir sofort widmen muss. Sie zieht ihre Füße in den abgetretenen Chucks auf das Sofa, legt ihre geschmückten Unterarme um die Knie und fängt an zu reden. Es ist, als würde man Wellen an einem Strand beobachten oder jemanden, der nach einer Party kotzt: Es hört einfach nicht auf, und man fragt sich, wo das alles herkommt.

Will schaut etwas alarmiert zu uns herüber, steht auf, geht zu einem anderen Sofa. Nimm mich mit!, möchte ich ihm zurufen, aber Telepathie funktioniert bei ihm nicht. Und Lilly ist noch lange nicht fertig.

Sie erzählt, wie man vegane Quinoa-Brownies backt, und von ihren alternativen Hippie-Eltern, die sie zu Hause unterrichtet haben und die sie offensichtlich vergöttert. Von

da kommt sie auf ein Fliegentattoo auf ihrem Arm, das sie inzwischen am liebsten wieder loswerden würde, weil es so realistisch ist, dass sich andere davor gruseln. Sie hatte Hausarrest bekommen wegen dieses Tattoos, aber nachdem sich die Wogen wieder geglättet hatten, ließ sie sich noch eines auf die Fußsohle stechen. Bei einem Talentwettbewerb in der Schule hat sie *Yellow Submarine* von den Beatles gesungen und nicht gewonnen. Die Tattoos zeigt sie mir nicht. Aber wieso ist sie noch auf der Highschool?

Ich werfe meinen Kopf in den Nacken und starre zu den winzigen Lichtern an der Decke hinauf. Lilly scheint beim Reden nicht mal Luft holen zu müssen. Sie ist definitiv zu sehr in ihre eigenen Geschichten versunken, um sich etwas daraus zu machen, dass ich sozial inkompatibel bin. Ihre Stimme wird zu einem Hintergrundrauschen. Alles wird zu einem Rauschen. Die Lüftung, die Flugzeugdüsen, das Klirren von Glas – alles verschwimmt zu einer einzigen Flatline von Geräuschen.

Ich setze mich auf. Blicke mich um. Mir kommt das alles so unwirklich vor, wie ein unheimlicher Traum in Zeitlupe. Hayden liegt auf einem Sofa und schlürft Orangina durch einen Strohhalm. Will und Jules sitzen nebeneinander, und Jules scheint ein Gespräch beginnen zu wollen, während Will fast umkommt vor Verlegenheit. Ich blicke hinüber zu der automatischen Tür, die uns von Dorf und den Übrigen im Jet trennt. Sie ist aus Milchglas mit klaren Streifen dazwischen. Ich sehe einen Abschnitt von Miss Sei – ein Bein, ein Stück Rock. Ein großes Auge, das mich beobachtet.

Plötzlich ertönt ein lauter, schriller Alarmton, und wieder hüllen mich Geräusche ein. Durch die Lautsprecher kommt

die Durchsage des Kapitäns: »Miss Sei, Professor Dorf, wir erwarten Turbulenzen. Bitte …«

Jenseits der Glasscheibe entsteht Unruhe. Der Lautsprecher in unserem Abteil wird abgeschaltet, aber ich kann die Stimme des Piloten weiter gedämpft durch die Abteiltür hören.

Ich erschauere, doch als Lilly mich fragend ansieht, setze ich die Kopfhörer wieder auf und drehe die Musik laut.

Aurélie du Bessancourt, 29. August 1789

Maman ist erst weit nach Mitternacht in ihre Gemächer zurückgekehrt. Ich habe das Klappern ihrer Absätze auf der Treppe gehört, ihre Tür, die sich knarrend schloss. Eine luftige, samtige Stille senkte sich herab. Doch noch immer schien das Schloss zu ächzen und sich zu regen, als pulsierte irgendetwas, etwas Kleines, in seinem Innersten, das nicht zur Ruhe fand.

Als Maman am nächsten Morgen zum gemeinsamen Frühstück erschien, wirkte sie blass und abgespannt, die Augen merkwürdig wässrig, mir hätte auffallen müssen, dass irgendetwas nicht stimmte. Wenn ich nicht so dumm wäre, hätte ich meine Schwestern mit einem strengen Blick zum Schweigen gebracht. Wir hätten rasch gegessen und uns nur mit Blicken und dem Klimpern des Silberbestecks verständigt. Anschließend hätten wir uns in eines der staubigen, unbenutzten Gästezimmer zurückgezogen und die Sache dort in Ruhe besprochen. Doch ich starb beinahe vor Neugier, mehr über den neuen Palast zu erfahren. Als meine Schwestern unsere Mutter umringten, gesellte ich mich dazu und fragte Maman, ob der Palast sehr groß sei, wie viele Kerzen man brauchte, um die Flure zu erleuchten, und ob es warm sei in der Tiefe oder bitterkalt, und ob es einen *Salle d'Apollon* gäbe wie in Versailles.

Doch sie sagte kein Wort. Sie saß geziert bei Tisch, schälte mit dem Obstmesser eine Orange, die sie in ordentliche, wie Juwelen leuchtende Spalten zerteilte, doch als die Diener ihr ein wenig gebratene Leber auf einem verzierten Porzellanteller brachten, wurde sie blass und schob den Teller angewidert weg. Wir plapperten einfach weiter, bis Maman auf einmal zu weinen begann und die Hände auf die Ohren presste. Die Orange lag unberührt auf dem Tisch, eine unregelmäßige Schalenspirale und das saftige Fleisch, in kleine Stücke zerhackt.

5

Paradebeispiel A: Ich hatte einmal einen Freund. Ich war 15. Er war 15. Er hatte grüne Augen, weiches Haar und mochte die Band »Vampire Weekend« – definitiv die besten Voraussetzungen für ein glückliches gemeinsames Leben. Wir wollten heiraten. Ins West Village ziehen, null Kinder haben, Tee trinken und ein Leben von bohemehaftem Ennui führen. Doch es sollte nicht sein. Der grünäugige Freund flog von der Schule, weil er Feuerzeugbenzin über den Fahrradständer gekippt und diesen angezündet hatte. Nicht mal, um gegen irgendetwas zu protestieren. Einfach so. Es war okay, denn er hatte keine Ahnung, dass wir heiraten würden. Ich hatte nie ein Wort mit ihm gewechselt. Der Höhepunkt unserer Romanze bestand darin, dass ich ihn die ganze Chemiestunde über komplett ignorierte, und in dem Moment, als ich von der Sache mit dem Fahrradständer erfuhr, war ich sowieso über ihn hinweg. Mit Leuten, die blöd genug sind, Fahrradständer anzuzünden, möchte ich nicht lebenslangen bohemehaften Ennui teilen.

Paradebeispiel B: Zwei Jahre vorher, mit 13, bin ich in die Bibliothek gegangen und habe mir alle verfügbaren Bücher über Soziopathien und verwandte psychische Fehlentwicklungen herausgesucht. Wahrscheinlich hielt mich die Bibliothekarin deswegen ebenfalls für gestört, aber ich wollte auf

Nummer sicher gehen. Ich dachte, wenn es einen medizinischen Grund dafür gäbe, dass ich so gemein und wütend war, wäre alles nicht so schlimm. Aber es stellte sich heraus, dass dieses Wissen auch nichts änderte. Man wird dadurch nicht geheilt.

Ich lehne den Kopf gegen die Scheibe der schwarzen Limousine und blicke hinaus in die Landschaft, die wie ein endloses Förderband an uns vorbeizieht: weißer Reif auf grünen Feldern, grauer Himmel. Wir rasen in einem schwarzen Mercedes mit getönten Scheiben über eine sechsspurige Autobahn, hinter uns zwei weitere Stretchlimousinen, eine weitere fährt uns voraus: Wir gleichen einer glänzenden, dahinsausenden Beerdigungsprozession.

Jules fläzt sich auf dem Sitz mir gegenüber und starrt zur Decke. Professor Dorf und der Fahrer sitzen vorn hinter getöntem Glas. Will, Lilly und Hayden fahren im Wagen hinter uns. Allmählich bedaure ich dieses Arrangement. Jules ist viel zu exaltiert für mich; manchmal lacht er laut auf und schaut mich dann forschend an, als hätte er nur gelacht, um mich ebenfalls zum Lachen zu bringen. Ich mag es nicht, so unter Druck gesetzt zu werden. Aber es ist immer noch besser, als im anderen Wagen zu sitzen. Lilly versucht, Will aus seinem Schneckenhaus zu locken, und aus Hayden werde ich überhaupt nicht schlau. Auf dem Flug ist er nicht lange bei Orangenlimonade geblieben, und seine Reaktion auf den vielen Alkohol bestand darin, dass er sehr langsam und gesprächig wurde und sich in kurzen, dramatischen Sätzen über den Himmel und die Startbahn ausließ. Na ja, vielleicht liegt er jetzt im Koma. Ich wünschte, Jules läge auch im Koma.

Er will doch nur freundlich sein, Anouk. Er ist einfach ein netter Kerl. Wäre doch möglich. Aber hier kommt nun Paradebeispiel B ins Spiel. Ich glaube einfach nicht daran, dass die Menschen im Grunde ihres Herzens gut sind. Im Gegenteil: Ich glaube, dass die Leute im Grunde ihres Herzens am allerschlimmsten sind.

»Also, wir sollten im Kunstunterricht mal eine Skulptur herstellen, und ein Typ hat einen Haufen Pferdescheiße besorgt, das Zeug mit Plastillin vermischt, bis es schön glänzend braun war, fast wie Schokolade, es in eine Form gegossen und das Ergebnis Winnie Pooh genannt. Verstehst du? Es war eine Art Kritik daran, wie in unserer Kultur alles so verpackt wird, dass es attraktiv aussieht, obwohl eigentlich Scheiße drinsteckt. Es war echt der Wahnsinn.« Bewundernd zieht er die Augenbrauen hoch und schaut aus dem Fenster.

»Aber Winnie the Pooh ist nicht Scheiße«, erwidere ich. »Winnie the Pooh ist toll.«

»Wie bitte? Aber es geht doch gar nicht um Winnie Pooh, sondern um … Du hast es gar nicht begriffen.«

»Doch, habe ich durchaus. ›Es heißt, nichts wäre unmöglich, aber tue ich den ganzen Tag nichts?‹ Das ist Wahnsinn. Wenn dein Kunsttyp unbedingt clever und subversiv hätte sein wollen, hätte er eine Shampooflasche aus Scheiße geformt und Sham-Pooh genannt. Dann wäre es Kritik an den vielen giftigen Chemikalien in gängigen Shampoos gewesen, und er hätte sich als Rebell gegen multinationale Kosmetikkonzerne aufspielen können, anstatt Kinderbücher aufs Korn zu nehmen, die er wahrscheinlich nie gelesen hat.« Ich schnalze mit der Zunge. »Chance verpasst.«

»Studierst du nicht Kunstgeschichte?«

»Ist das eine echte Frage, oder willst du nur, dass ich die Klappe halte?«

Jules lacht. Jetzt sieht er mich bestimmt wieder so fragend von der Seite an.

Doch ich schaue weiterhin konzentriert aus dem Fenster auf die Landschaft draußen. Wir sind gegen zehn Uhr morgens Pariser Zeit auf dem Flughafen Charles de Gaulle gelandet und von der Landebahn aus sofort in die wartende Wagenkolonne bugsiert worden. Wir mussten nicht mal durch den Zoll.

Draußen huschen Kebab-Restaurants, Neonreklamen und Betonhochhäuser vorbei. Jules erzählt etwas über Bands, von denen ich noch nie gehört habe. Vielleicht probiert er einfach ein Thema nach dem anderen aus, bis ich auf irgendeins anspringe. Entschuldigung, aber mein Leben besteht darin, Tolstoi im Original zu lesen und mir Hollywood-Filme mit fremdsprachigen Untertiteln so lange anzuschauen, bis ich den Dialog aus dem Kontext heraus verstehen kann. Nebenbei schmiede ich machiavellistische Rachepläne. Und bin lästig und überheblich. Wenigstens das haben Jules und ich gemeinsam.

Ich hole die blaue Mappe aus meiner Tasche und blättere sie durch. Jules starrt wieder zur Decke und redet jetzt über ein Buch. »Es heißt *Die Schönheit von Chartreuse auf dem Styx* und handelt von merkwürdigen Teenagern, die sich verlieben und sterben.«

Ich stoße auf Lillys Porträt:

Lilly Watts – besondere Fähigkeiten: audiovisuelle Sensitivität.

Was soll das denn heißen? Dass sie sehen und hören kann?

Ich blättere weiter. Eigentlich würde ich jetzt gerne schlafen. Auf dem Flug habe ich kein Auge zugetan. Bei der Ankunft in Paris habe ich mir die kneifenden Stiefel ausgezogen und bin in vernünftige Halbschuhe mit Crêpesohlen geschlüpft; meine Zehen schmerzen dennoch, und am liebsten würde ich mich einfach in den schwarzen Ledersitz sinken lassen und wegpennen. Aber ich zwinge mich zum Weiterlesen:

Es sind nur sehr wenige Aufzeichnungen über den Marquis du Bessancourt und seine Familie erhalten geblieben. Die meisten Papiere wurden wahrscheinlich vernichtet, um die Familie vor einer Gefangennahme und vor Racheakten des revolutionären Terrorregimes zu schützen. Ein erhaltengebliebenes Dokument beweist, dass Frédéric du Bessancourt, 1734 als einziges legitimes Kind eines ortsansässigen Aristokraten geboren, unter Ludwig XV. als Bankier und Geschäftsmann wirkte, später als Wissenschaftler und Naturphilosoph bekannt wurde und als Kreditgeber Ludwigs XV. und seines Nachfolgers Ludwig XVI. wesentlich dazu beitrug, den aufwendigen Lebensstil der Monarchen zu finanzieren. 1774 heiratete der Marquis Célestine Gauthier. Sie hatten mehrere Kinder.

Alle Aufzeichnungen über die Familie du Bessancourt enden 1789. Die Familie wird nie wieder erwähnt, weder in der Revolutionspropaganda noch in Gefängnisakten oder Archiven der Stadt Paris. Gerüchten zufolge flüchteten der Marquis und seine Familie zuerst unter die Erde und dann außer Landes, um sich später

unter einem anderen Namen in England oder Deutschland niederzulassen. Der damals aus unbekannten Gründen Palais du Papillon genannte unterirdische Palast, den seit zweihundert Jahren niemand mehr betreten hat, wurde möglicherweise bereits um 1760 in den weitläufigen Höhlen unter dem Familienschloss begonnen. Er liegt unterhalb des Grundwasserspiegels im Felsgestein, weswegen nicht auszuschließen ist, dass einige Bereiche inzwischen teilweise oder ganz überflutet sind. Wir haben keinen definitiven Anhaltspunkt, wie groß der Palast ist, wie belastbar seine Strukturen sind und wie riskant sich infolgedessen die Erforschung gestalten könnte. Unabhängig von seinem derzeitigen Zustand birgt er jedoch mit Sicherheit einen Schatz an Informationen über die Revolutionszeit und ist vielleicht die bedeutendste Entdeckung in ganz Europa aus dem 18. Jahrhundert.

Wir freuen uns, Sie als Teil dieser bedeutenden Expedition begrüßen zu dürfen, und hoffen, dass dieses Projekt eine lohnende und lehrreiche Erfahrung für jeden Einzelnen von Ihnen werden wird.

Das Dokument ist mit einem unleserlichen Gekritzel unterzeichnet, doch darunter steht in Druckbuchstaben:

Familie Sapani

»Hey?« Jules schaut mich an. Ich frage mich, wie lange ich ihn ignoriert habe. »Geht's dir gut?«

Mit einem leisen Stöhnen lasse ich den Kopf gegen das Fenster sinken. Aus irgendeinem Grund fasst er das als ein Nein auf.

»Weißt du«, sagt er, als folge nun irgendeine wichtige philosophische Enthüllung, »du bist schon komisch. Normale Leute wären total begeistert, wenn sie mit so einem tollen Typen wie diesem Jules nach Frankreich fliegen und ein zweihundert Jahre altes Schloss erkunden dürften. Aber du? Ich versteh dich einfach nicht.«

»Ich mich auch nicht.« Ich beobachte, wie ein knorriger alter Baum am Straßenrand näher kommt, größer wird und wieder verschwindet. »Außerdem sind keine normalen Leute mit auf dieser Reise. Nur dass du's weißt.« Wahrscheinlich verzieht er das Gesicht, weil ich ihn abblitzen lasse. Mir egal. Oder eigentlich nicht, aber irgendwann muss man sich einfach abgrenzen, weil man sonst vollkommen verrückt wird. Natürlich bin ich aufgeregt, weil ich hier bin. Ich kann es kaum erwarten, den Palast zu betreten, Neues zu entdecken, New York und das College zu vergessen und möglichst auch die nächsten gut sechzig Jahre meines Lebens, die ich mich noch durchschlagen muss. Ich hab nur keine Ahnung, wie ich das anderen Leuten verständlich machen soll.

»Also, warum bist du hier?«, fragt Jules. »Was erwartest du?«

Ich stemme die Füße auf meinen Sitz und starre auf die Spitzen meiner bequemen Halbschuhe. Ich kann es ihm nicht sagen. Was soll ich denn überhaupt sagen? Dass ich wie Huckleberry Finn auf der Flucht bin? Dass ich gegen mein jetziges Leben rebelliere, dass ich nach Absolution und nach einer Identität suche, die nicht daraus besteht, der Punchingball für meine neurotische, dysfunktionale Familie zu sein? Denn deswegen bin ich hier. Ich habe aber keine Lust darauf, dass er erwidert: Du brauchst eine Therapie / andere

Leute sind viel schlimmer dran / du trägst Prada-Schuhe, was willst du mehr?

»Ich bin wegen der Erfahrung hier«, antworte ich. Eine Lüge. »Und um mich im Unterschriftenfälschen zu üben.« Ich lege mir die Hand auf die Stirn. »Diese Auswahlrunden, wow! Hast du noch irgendwelche gestrichelten Linien übrig, auf denen Eltern oder Erziehungsberechtigte unterschreiben sollen? Kann ich für dich erledigen.«

»Wie bitte? Du hast die Unterschriften deiner Eltern gefälscht? Wissen sie überhaupt, dass du hier bist?«

»Nein. Sie glauben, ich wäre in Aserbaidschan. Ich hab ihnen eine Nachricht hinterlassen.«

»Kann ich dich was fragen?«

»Nein.«

»Was ist so schlimm an deinen Eltern?«

»Hör mal, Jules. Du bist ja nett und so, aber kümmere dich bitte um deinen eigenen Scheiß.«

Der Mercedes rumpelt über irgendeine Baustelle. Neonfarbene Hütchen flackern vorbei wie kleine Leuchttürme und sind gleich darauf wieder verschwunden. Auf meiner Brust liegt ein Druck. Ich schaue Jules nicht an, aber wahrscheinlich sieht er jetzt richtig angeekelt aus.

»Na ja, du siehst tatsächlich so aus, als hättest du ein hartes Leben hinter dir«, bemerkt er. »Unterernährt. Ständig von Krieg bedroht. Nichts zum Anziehen, außer ein paar Klamotten aus der Kleidersammlung. Wie hast du's überhaupt so weit gebracht?«

»Wie bitte?«

»Ach, nichts. Aber findest du es nicht auch merkwürdig, dass man so junge Leute wie uns in eine solche Fundstätte

hineinlässt? Wäre das nicht eher was für erfahrene Archäologen, renommierte Kunsthistoriker oder so? Wundert dich das gar nicht?«

Ich sehe ihn mit zusammengekniffenen Augen an. »Bestimmt werden auch renommierte Kunsthistoriker und erfahrene Archäologen vor Ort sein. Dorf ist zum Beispiel da. Außerdem sind wir gut vorbereitet. Wir sind qualifizierte junge Leute. Schade für dich, dass du so wenig von deinen Fähigkeiten hältst; ich jedenfalls finde, dass ich mir das verdient habe.«

Blödsinn. Ich habe nicht das Gefühl, überhaupt irgendetwas verdient zu haben.

»Willst du behaupten, du könntest mit den Besten mithalten, und die hätten niemand Geeigneteren finden können?«

»Nein. Ich sage bloß, dass noch nie jemand da unten gewesen ist«, fauche ich. »Noch weiß man kaum etwas über Zustand und Alter der Fundstätte, ja, man weiß im Grunde noch gar nichts, bis wir mit der Erforschung beginnen. Und dass wir jung sind, sollte dabei doch kein Hindernis sein, oder? Gute Nacht.«

Ich rolle mich in der Ecke zusammen und fühle mich leer, ja, richtig elend. *Vier Gelegenheiten, Freundschaft zu schließen, vermasselt. Das war's. Bravo, Ucki, hast es mal wieder geschafft.*

Es gibt Menschen, die besitzen die besondere Fähigkeit, überall unglücklich sein, egal wo, egal mit wem und egal warum. Vielleicht ist diese Fähigkeit aber auch nur typisch für mich.

Ich tue so, als würde ich einschlafen. Jules redet sowieso nicht mehr mit mir.

Aurélie du Bessancourt, 6. Oktober 1789

Gestern sind die Marktweiber nach Versailles marschiert. Sie haben zwei Wachen getötet, ihnen die Köpfe abgeschlagen und ihre grausigen Trophäen auf Lanzen gespießt. »Wie Äpfel am Spieß«, hat Guillaume den Dienern erzählt, die sich in der vorderen Eingangshalle um ihn geschart hatten, und alle schnauften entsetzt, raschelten mit den Schürzen und flüsterten erregt.

Guillaumes Bericht ist eigentlich nicht für unsere Ohren bestimmt, aber meine Schwestern und ich haben am Türspalt des Musikzimmers gelauscht.

Guillaume ist in Versailles gewesen, wo er eine Botschaft meines Vaters überbringen sollte, als die Nachricht von den heranrückenden Marktfrauen kam. Er behauptet, er habe die Königin persönlich mit dem jungen Dauphin in den Spiegelsaal rennen sehen; die königliche Familie sei nach Paris geflohen und Ludwig XVI. schon so gut wie kopflos.

Die Ärmel kleben mir unangenehm an den Handgelenken. Mein Mund ist trocken. Ich scheuche meine Schwestern auf der anderen Seite des Musikzimmers hinaus und versuche, sie mit simplen Kartentricks abzulenken, aber ich kann mich nicht konzentrieren und lasse das Spiel fallen. Vater hat das Schloss bereits verlassen und sich nach unten ins Palais du Papillon zurückgezogen. Wieder wurde Ma-

man eine Schatulle überbracht, eine Einladung, ihm in die Tiefe zu folgen. Wieder fing ich sie ab:

Mein Liebling, stand darin, die Schrift unregelmäßig und voller Tintenkleckse, als hätte Vater bei jedem Buchstaben innegehalten, um über das nächste Wort nachzudenken.

Im Schloss seid Ihr nicht mehr sicher. Ich habe Gerüchte vernommen, Briefe erhalten. In Paris braut sich ein Sturm zusammen, der Blut und Verderben über Frankreich bringen wird wie seit hundert Jahren nicht mehr. Bald wird es zu Plünderungen, Tod und Aufruhr kommen. Der König wird aufs Schafott gebracht werden, die Königin ebenfalls. Eine Welle menschlichen Abschaums wird sich über das Land ergießen. Aber Du hast nichts zu befürchten, ma chérie. *Für eine solche Katastrophe habe ich den Palais du Papillon erbaut: auf dass unser Leben weitergeht und die Schönheit und Beschaulichkeit unserer Kultur auf ewig erhalten bleiben, welche Schrecken auch immer die Welt heimsuchen mögen. Ich verspreche, dass es Dir im Palast an nichts fehlen wird. Du wirst dort sicher sein, mein Schatz. Du wirst umsorgt werden.*

Dein Gatte,
Frédéric du Bessancourt

Aber Maman will nicht gehen. Ich habe gehört, wie sie die Wachen, die Vater nach ihr geschickt hatte, angefleht hat, so verzweifelt und schrill, wie man es einer so kleinen, zierlichen Person nicht zugetraut hätte.

»Warum?«, habe ich sie heute Morgen gefragt, als ich ihr

allein im oberen Korridor begegnet bin. »Maman, warum gehen wir nicht hinunter in den Palast? Wir brauchen doch nicht lange dortzubleiben, ganz bestimmt nicht. Was hat dich dort so erschreckt?«

Diesmal antwortete sie. Sie nahm meine Hände in ihre und drückte sie, bis meine Finger knackten. »Die Diener«, flüsterte sie. »Sie haben so grausige Gesichter.«

Ich verstand kein Wort von dem, was sie sagte.

6

Um kurz nach halb zwölf erreicht unser kleiner Konvoi Péronne. Auf dem Weg die Hauptstraße entlang blicke ich an den Gebäuden empor, an den mit Efeu bewachsenen Backsteinfassaden, den *boulangeries*, *pâtisseries* und *fleuristes.* Eiskalter Regen tropft von jedem Mansardendach und jeder grünspanüberzogenen Regenrinne. Eine Frau mit leuchtend rotem Kopftuch dreht sich nach unserem Konvoi um und wendet rasch wieder den Blick ab. Es ist sehr still hier.

Ich rechne damit, dass wir an dem winzigen Hotel anhalten, aber wir gleiten weiter die Straße entlang und lassen Péronne hinter uns. Nach etwa zwanzig Minuten fahren wir durch ein hohes schmiedeeisernes Tor. Überwachungskameras drehen sich mit, als wir vorbeikommen. Ich blicke mich um und sehe, wie sich das Tor hinter uns schließt.

Ich klopfe an die Scheibe, die uns von Dorf und dem Fahrer trennt. Keine Antwort. Ich schaue Jules an. Er schläft, die Knie bis zum Kinn angezogen.

Ich betrachte die vorbeiwischenden Bäume, sie sind nackt und winterlich. Die Straße zieht sich lange Zeit schnurgerade dahin. Unser Konvoi aus glänzend schwarzen Autos, die die Äste und den Himmel reflektieren, rollt einem massiven, weißen Gebäude entgegen – einem Schloss, das sich hell vor

den schlammigen Grüngrautönen der umgebenden Landschaft abhebt.

Ich stoße Jules mit dem Fuß an und sage leise: »Ich glaube, wir sind da.«

Er wacht nicht auf.

Die Autos halten oben an der halbkreisförmigen Auffahrt vor dem fahlen Château. Die Türverriegelung springt auf.

Ich steige aus, hinaus in die Kälte. Vor und hinter mir öffnen sich Wagentüren und spucken den Typen mit dem roten Iro, die anderen Bodyguards und Will aus. Miss Sei kommt mit klappernden Absätzen auf mich zu.

»Wo sind wir?«, frage ich sie und blicke an der Fassade des Schlosses hoch. Es ist symmetrisch gebaut: zwei Stockwerke, große Fenster. Wahrscheinlich Mitte 19. Jahrhundert. Solide, groß und alt.

»Das ist das Château du Bessancourt. Es gehört den Sapanis«, erklärt Miss Sei. Es ist das erste Mal, dass ich sie reden höre, in einem glasklaren britischen Englisch. Sie öffnet Dorfs Tür und murmelt etwas ins halbdunkle Wageninnere. Dann dreht sie sich wieder zu mir um. »Sie haben es vor einigen Jahren gekauft und es zu restaurieren begonnen. Aus diesem Grund seid ihr hier. Professor Dorf wird es euch drinnen erklären.«

»Augenblick mal, hier wohnen wir?« Jules steigt hinter mir aus, völlig k. o., mit abstehenden Haaren wie eine struppige Katze.

Dorf lacht leise und schält sich aus dem Beifahrersitz. »Allerdings!« Er stampft zweimal auf die gepflasterte Auffahrt. Seine spitzen Lederschuhe sind spiegelblank poliert. »Wir befinden uns hier am Grabungsort. Dreißig

Meter unter uns liegt der Eingang zum sagenumwobenen Palais du Papillon. Ich hielt eine Unterbringung in unmittelbarer Nähe für sinnvoll.«

Ich starre auf die Pflastersteine und blicke dann wieder an dem Schloss hoch. In der blauen Mappe stand, dass das ursprüngliche Schloss in den Revolutionsjahren bis auf die Grundmauern niedergebrannt wurde. Also muss dies ein Neubau sein. Ein merkwürdiger Gedanke, dass hier vor Hunderten von Jahren Franzosen mit Perücken und in Strumpfhosen herumgelaufen sind. Dass es vor uns eine andere Welt gegeben hat, Menschen, die ihr Leben lebten, ohne zu ahnen, was die Zukunft bringen würde. Ich blicke die Zufahrtsstraße entlang, rechts und links sind bis zum Horizont nichts als Bäume und Felder.

Hayden und Lilly kommen zu uns herüber. Lilly plappert unablässig, und Hayden starrt finster vor sich hin, als wolle er am liebsten auf etwas einschlagen.

»Alle da?«, fragt Dorf. In der frostigen Luft klingt seine Stimme wie von Watte gedämpft. »Hört bitte gut zu. Dies hier wird während der Expeditionen unsere Basis sein. Die Sapanis sind zurzeit nicht da, aber wir sind Gäste in ihrem Haus. Bitte benehmt euch dementsprechend. So. Euer Gepäck wird gleich von Angestellten hineingebracht. Kommt mit.«

Lilly schlüpft in eine der Limousinen und schultert ihren Riesenrucksack.

»Er hat gesagt, wir sollen die Sachen hierlassen«, wendet Jules ein, aber sie sieht ihn an, als wolle sie sagen: *Nur über meine Leiche.* Wir folgen Dorf die Treppe hinauf zu den dunklen, glänzend polierten Eingangstüren. Sie sind mit

Schnitzereien von Äxten und Rosen verziert, genau wie das Wappen auf unseren Dokumenten. Wir betreten das hohe, hallende Foyer. Miss Sei und die vier Bodyguards folgen uns. Ich habe immer noch keine Ahnung, wozu die gut sein sollen. Mir ist klar, dass die Sapanis reich und mächtig sind, aber hier werden wohl kaum Paparazzi aus dem Gebüsch springen und uns Mikrophone vor die Nase halten.

Die Wände sind mit dunklem Holz vertäfelt, der Boden mit schwarzweißen Marmorfliesen bedeckt. Drinnen ist es feuchtkalt, und die Luft ist muffig, als hätte das Gebäude lange leergestanden.

Ich trete neben Dorf, der sich freundlich zu mir umdreht und mir lächelnd in verschwörerischem Flüsterton zuraunt: »Anouk, es ist uns wirklich eine Freude, dich bei uns zu haben. Wir befürchteten schon, den letzten Platz nicht besetzen zu können, aber dann kamst du! Und dann auch noch als Mitglied einer so angesehenen Familie. Wir freuen uns, dir diese Möglichkeit bieten zu können.« Dann dreht er sich weg und sagt laut: »Miss Sei wird euch jetzt in eure Zimmer bringen.«

Verwirrt starre ich ihn an, doch er duckt sich lächelnd durch einen niedrigen, reichverzierten Eingang, und mit einem Klicken schließt sich die Tür hinter ihm.

Was hatte denn das zu bedeuten? Mein Herz hämmert schmerzhaft in meiner Brust, ein winziger Trommelschlegel auf Knochen.

»Anouk«, sagt Miss Sei. Ich drehe mich um. Sie steht am Fuß der Treppe und wartet auf mich. »Bitte bleiben Sie bei der Gruppe.«

Sie steigt vor mir die Treppe hinauf, auf zwölf Zentimeter

hohen Absätzen, die knallen wie ein Nagelgewehr. Ich eile den anderen hinterher.

»Das Abendessen wird um Viertel vor sechs serviert.« Miss Sei blickt beim Reden starr geradeaus, die Augen auf einen imaginären Punkt irgendwo hinter uns geheftet. »Es sind noch nicht alle Bediensteten eingetroffen. Ich hoffe, Sie haben Verständnis dafür, wenn es beim Service zu Engpässen kommt. Sie können sich jetzt erst einmal in Ihren Zimmern frisch machen und ausruhen. Um halb sechs treffen Sie in der Eingangshalle wieder mit Professor Dorf zusammen. Das wäre alles.«

Jules wirft einen unsicheren Blick die Treppe hinunter zu den Limousinen und unserem Gepäck. Lilly klopft auf die Tragegurte ihres Rucksacks und lächelt ihn honigsüß an.

Wir erreichen den Flur im ersten Stock. Miss Sei öffnet eine hohe Tür. »Mr. Maiburgh, Mr. Park, Mr. Makra. Dies hier ist Ihr Zimmer. Miss Peerenboom und Miss Watts, bitte folgen Sie mir.«

Sie geht weiter den Korridor entlang, und ich erhasche einen Blick auf ihr Gesicht – es gleicht einer Maske, angespannt und starr. Wenn ich nicht so herzlos wäre, würde sie mir wahrscheinlich leidtun. Teenager zu beaufsichtigen muss eine undankbare Aufgabe für die Chefwissenschaftlerin der Sapani Corporation sein. Ich an ihrer Stelle wäre auch stinksauer.

Wortlos öffnet sie die Tür, sieht uns mit ihren glänzenden Augen auffordernd an, und als ich an ihr vorbei ins Zimmer schlüpfe, nehme ich einen Hauch ihres Geruchs wahr, Bitterlemon und Rosmarin, wie sehr intensive Seife. Darunter verbirgt sich eine andere, versteckte Note. Etwas Chemisches.

Sobald sich die Tür geschlossen hat und sich Miss Seis Schritte im Korridor entfernt haben, lässt Lilly ihren Rucksack von den Schultern rutschen, stößt einen tiefen Seufzer aus und lässt sich aufs Bett fallen, als sei sie einen Marathon gelaufen. »Ist das abgefahren! Hast du dir die Bude angeschaut? Wie Hogwarts, nur in ungemütlich.«

Ich bleibe stocksteif stehen und sehe mich um. Die Decke ist mindestens viereinhalb Meter hoch. Dunkelgrüne Seide bedeckt die Wände. Der ganze Raum ist üppig mit Quasten und Silberbrokatkissen dekoriert. Auch hier oben ist es kalt. Zwar höre ich das Flüstern eines Belüftungssystems, aber die Wärme muss sich unter der verschnörkelten Stuckdecke stauen, denn hier unten spüre ich nichts davon.

Lilly fängt plötzlich an zu lachen und lässt sich vom Bett runterrollen. »Und, wie findest du die Jungs?« Auf allen vieren krabbelt sie zu ihrem Rucksack und wühlt darin herum. »Hayden ist eingebildet, obwohl ich glaube, dass er damit nur seine Unsicherheit überspielt. Er braucht vielleicht einfach nur Freunde.«

Ich lasse mich nicht zu einer Antwort herab. Lilly macht sich nichts daraus, wie bisher jedes Mal. Sie zieht ein sehr großes Reisenecessaire aus ihrem Rucksack und krabbelt auf Händen und Knien weiter.

»Jules mag ich«, fährt sie fort. »Er ist echt witzig.«

»Natürlich ist er witzig. Schau dir mal an, wie er aussieht. Mit so einem Gesicht würde jeder den Klassenclown spielen.«

Lilly hält inne, dreht den Kopf und wirft mir einen Blick zu, als hätte ich gerade einen Hundewelpen gefressen. »Das ist nicht komisch, Anouk. Echt nicht.« Dann steht sie auf

und legt den restlichen Weg zum Badezimmer auf zwei Beinen und mit unbewegter Miene zurück.

»Was ist?«, frage ich und breite die Arme aus, als könne ich schließlich nichts dafür. »Leute, die nach gesellschaftlichen Normen als weniger attraktiv gelten, müssen andere Mittel und Wege finden, um sich beliebt zu machen. Das ist wissenschaftlich erwiesen!«

»Das ist gemein!« Lilly reißt die Badezimmertür auf und verschwindet. Ich höre Wasser rauschen. Als sie das nächste Mal spricht, klingt ihre Stimme tonlos durch die geschlossene Tür. »Hast du eine Ahnung, was das mit den Bodyguards soll?«

Offenbar hat sie keine Lust mehr, mit mir über die Jungs zu reden. Sie scheint also doch nicht ganz so schwer von Begriff zu sein.

»Hab ich mich auch schon gefragt«, erwidere ich. »Vielleicht wollen die Sapanis nicht, dass irgendetwas über den Fund an die Öffentlichkeit dringt.«

»Aber warum laden sie dann Studis hierher ein?« Lilly erscheint in der Tür, wobei sie offenbar Haarfestiger in ihre Haarspitzen einarbeitet.

Ich drehe mich zum Fenster um. Das Licht draußen ist von einem stumpfen Bleigrau, als wäre es schon Abend. Die Bäume bilden ein großzügiges Viereck rund um das Anwesen. Jules hat sich genau dieselbe Frage gestellt wie Lilly. Ich habe ihn abgebügelt, dabei ist die Frage berechtigt. Warum sind wir hier? Warum Lilly, warum ich? Warum die anderen, die alle so verschieden sind? Blaue Mappen in der Post, Wappen im Briefkopf und teures Büttenpapier machen die Sache noch lange nicht plausibel und offiziell. Doch ich

habe mir so sehr gewünscht mitzufahren, dass ich mir einredete, alles wäre echt. Wie die Leute, die an Horoskope oder die Wirkung von Kettenbriefen glauben. Wie Leute, die unvernünftig handeln.

Lilly geht ins Badezimmer zurück und ruft heraus: »Das Schloss ist gar nicht richtig eingerichtet, hier fehlt es an allem. Mir gefällt es nicht. Wir haben auch nur ein Handtuch. Hast du mal gecheckt, ob es WLAN gibt?«

Ich mustere das massive Himmelbett, das fast das ganze Zimmer ausfüllt. Aber es gibt nur eines. Dann werde ich wohl auf dem Sofa schlafen müssen.

»Wenn es WLAN gibt, werden wir es wohl kaum benutzen dürfen«, rufe ich zurück, trete ans Fenster und grabe mein Handy aus der Hosentasche. Mindestens zehn WLAN-Netze werden aufgelistet. Alle verschlüsselt.

Ich werfe mein Handy auf das Nachtschränkchen. Lilly kommt mit einer Tasse voll bernsteinfarbener Flüssigkeit aus dem Bad. Sie hält sie mit beiden Händen fest, als könne sie sonst entwischen.

»Hier gibt's Brandy«, sagt sie erstaunt. »Im Badezimmer!«

»Hast du nicht eben gesagt, hier gäbe es nichts?«

»Stimmt, aber Brandy gibt's.«

Sie schlürft aus der Tasse, verzieht das Gesicht und stellt sie auf das Nachtschränkchen. Sie wird einen Ring hinterlassen, aber ich sage nichts. Mein Kopf fühlt sich schwer an. Lilly zieht jetzt einen Wust von Ladegeräten und Kabeln aus ihrem Rucksack. Ich krieche aufs Bett. Nicht unbedingt, um zu schlafen; ich liege nur da, starre an den Betthimmel und treibe an der Grenze zwischen Schlaf und Wachsein

hin und her. Irgendwann ziehe ich die Decke über meine Schuhe und Jeans …

Ich träume, dass ich auf einem großen, schwarzen Gewässer dahintreibe. Nur mein Gesicht und meine Hände ragen über die Oberfläche. Dann steigt langsam etwas anderes neben mir auf – ein Mädchen in einem kostbaren, üppigen Kleid, der Rücken wie eine samtene Insel. Ihre kalten Finger streifen meine, und ich fange an, wie wild um mich zu schlagen, während das schwarze Wasser um mich herum brodelt …

7

Als ich aufwache, fühle ich mich wie eine Pennerin. So ist das, wenn man in seinen Klamotten schläft – man wacht auf mit so einem widerlichen, fettigen Gefühl von Kälte und Wärme zugleich und wird an die vielen Male erinnert, an denen man in Flughäfen, Autos oder auf Ellis Winthropes rissiger Ledercouch übernachtet hat und tapfer die Ausdünstungen stinkiger Tennissocken und muffiger Chips erträgt, weil man nicht zu Hause sein wollte, *weil man überall sonst, nur nicht zu Hause sein wollte …*

Ich blinzle ein paarmal. Rolle mich auf den Rücken. Es ist dunkel im Zimmer.

»Lilly?«

Ich reibe mir die Augen mit den Handballen, schleudere die Schuhe weg und tappe ins Badezimmer. »Lilly, wie viel Uhr ist es?« Das Bad ist komplett mit Marmor ausgekleidet. Eine Seite des Waschbeckens wird bereits vollständig von einem Sammelsurium von Flaschen und bonbonfarbenen Make-up-Tuben in Beschlag genommen. Und da steht auch die Dekantierkaraffe mit dem Brandy, von der Lilly gesprochen hat. Sie ist fast voll, und von Lilly ist keine Spur zu sehen.

Ich dusche mich schnell heiß ab und stecke danach den Kopf ins Schlafzimmer. Lillys Rucksack sieht aus, als hätte

er einen ganzen Schrank voller Jeansjacken, Batikklamotten und Federn gefrühstückt und anschließend ausgekotzt, was durchaus verständlich ist. Mein Koffer ist immer noch nicht da. Ich dachte, Dorf hätte gesagt, das Gepäck würde raufgebracht?

Ich schaue zum Fenster hinaus. Es ist inzwischen vollständig dunkel. In das einzige Handtuch gewickelt, eile ich zu meinem Telefon und berühre das Display. *Scheiße.* 17.25 Uhr.

Ich flitze zurück ins Bad und ziehe dieselben Klamotten an, die ich auf dem Flug getragen habe. Skinny Jeans, grob gestrickter grauer Pulli mit Kängurubeutel, Halbschuhe. Hoffentlich ist das Abendessen keine förmliche Veranstaltung. Ich reiße die Tür zum Flur auf … und hätte Lilly beinahe das Knie ins Gesicht gerammt.

Sie sitzt genau vor der Tür im Schneidersitz auf dem Boden. Jules und Hayden sind auch da. Die drei haben sich unterhalten, verstummen aber abrupt, als ich herauskomme, und starren mich mit aufgerissenen Augen an.

»Hey«, sagt Hayden nach einer Schrecksekunde und grinst sein dämliches Vierzigerjahre-Filmstargrinsen.

Ich gehe um sie herum zur Treppe. *»Hey, Blue Eyes«*, erwidere ich und hoffe, er hört das *Ich hasse dich* heraus.

Ich weiß nicht, warum ich so sauer bin. Ich sollte mich nicht darüber wundern, dass sie nicht mit ihrer Diskussionsrunde gewartet haben, bis ich aufgewacht bin. Was habe ich denn gedacht nach meinem Verhalten in den letzten vierundzwanzig Stunden?

Ich komme an Will vorbei, als er gerade das Jungszimmer verlässt. Ich gehe die Treppe hinunter. Worüber sie wohl

geredet haben? Wahrscheinlich über mich. *Anouk ist eine so blöde Kuh, am besten, wir verbrennen sie sofort auf dem Scheiterhaufen.*

In der Eingangshalle ist niemand; die Säulen werfen Schattendreiecke über den Schachbrettboden. Ich lasse mich in einen Sessel vor dem riesigen kalten Kamin fallen und beuge mich über die Armlehne. Wühle einen Korb voller Zeitungen und Zeitschriften durch. Will sprudelt auch nicht gerade vor Freundlichkeit, aber ich wette, über ihn hat sich keiner das Maul zerrissen.

Kurz darauf kommt Lilly herunter und setzt sich neben mich. Sie wirft mir einen verstohlenen Blick zu, als wüsste sie nicht recht, was sie sagen soll.

Ich nehme drei Zeitungen aus dem Korb und lege sie mir fächerförmig auf den Schoß. Sie sind alle von heute, glatt und ungelesen. Die Schlagzeilen berichten von Autounfällen, Terroranschlägen, einem brüskiert aussehenden Staatsoberhaupt. Im Geiste denke ich mir eigene reißerische Schlagzeilen aus:

DER FRANZÖSISCHE PHARAO: KRÖSUS AUS DEM ACHTZEHNTEN JAHRHUNDERT ERBAUTE GRABMAL VON ÄGYPTISCHEN AUSMASSEN

DER MYSTERIÖSER FALL DES VERRÜCKTEN MARQUIS

SPEKTAKULÄRE ENTDECKUNG! UNTERIRDISCHER PALAST. EINE WISSENSCHAFTLICHE SENSATION!

»Ich hatte vor, dich zu wecken«, sagt Lilly ruhig. »Aber ich

habe es vergessen. Ich weiß, dass du glaubst, wir hätten über dich geredet, aber ich schwöre dir –«

»Ist mir doch egal«, unterbreche ich sie.

Ich knalle die Zeitungen hin und krame nach meinem Handy. Meine Hosentasche ist leer. Ich habe mein Handy oben liegen lassen. Ich sehe mich nach einer Uhr um. Auf der anderen Seite der Halle steht eine Standuhr, drei Meter hoch, dunkel und schmal, in die Ecke gedrängt wie ein einsamer Gothic-Typ auf einer Sportlerparty. Die Zeiger wandern über ein bleiches Gesicht.

Ich spüre, wie mich Lilly beleidigt ansieht. Ich weiß nicht, was ich machen soll. Die Uhr tickt seltsam laut und abgehackt. Mein Gehirn muss das Geräusch herausgefiltert haben, denn gerade eben habe ich es noch nicht wahrgenommen.

Will kommt die Treppe herunter, sieht Lilly und mich und den leeren Sessel neben uns. Schätzt die Untiefen als zu gefährlich ein. Lehnt sich gegen die Wand.

Hayden und Jules kommen herunter.

Um Punkt 17.30 Uhr öffnet sich eine Tür, und Professor Dorf und Miss Sei schreiten über den Marmorboden auf uns zu.

Aurélie du Bessancourt, 18. Oktober 1789

Hier im Schloss fühlen wir uns wie Geister. Es ist so still; Gärten und Park fallen langsam der Vernachlässigung und dem Schweigen anheim. Wir fünf – Maman, Bernadette, Charlotte, Delphine und ich – lagern apathisch auf Sofas oder zusammengerollt auf den Teppichen. Die Diener wurden alle hinuntergeschickt. Ich habe zugesehen, wie sie sich auf der Treppe drängten, eine Prozession von Köchinnen und Zimmermädchen in schmutzigen Schürzen und schneeweißen Hauben, Lakaien in goldbetresster Livree, Musiker, Perückenmacher und Schneider, die Gesichter starr wie bei einer Beerdigung.

Maman tut so, als sei alles wie immer. Sie kleidet sich für Diners um, die nicht länger serviert werden, und bedankt sich bei nicht vorhandenen Zimmermädchen und Lakaien und versucht uns in einer verzweifelten Pantomime zu suggerieren, dass wir nicht allein und Tausenden von hungrigen, aufgebrachten Bauern ausgeliefert sind.

Gestern bin ich hinunter in den unteren Korridor gegangen und habe das schmale Wandpaneel betrachtet, hinter dem sich der geheime Eingang in den Palais du Papillon befindet.

Ich las Vaters Wahlspruch, der in winzigen Messinglettern, fast unsichtbar, in die Randleiste eingelassen ist: *Hin zu Glück, Sicherheit und immerwährendem Frieden*.

»Wir sollten nicht hierbleiben, Maman«, sage ich, setze mich auf, und alle Köpfe außer dem meiner Mutter wenden sich mir zu. Die Fenster zum Park sind geöffnet. Eine Brise weht flüsternd herein, warm beim ersten Hauch, dann kühl. »Wir sollten die Kutsche nach Croisilles nehmen oder zu Vater hinuntergehen, aber wir dürfen hier nicht allein bleiben. Was ist, wenn auch unser Schloss gestürmt wird?«

Niemand antwortet. Bernadette und Charlotte scheinen die Gefahr gar nicht zu begreifen. Sie brauchten noch nie an einem heißen Tag ohne Sonnenschirm oder an einem kalten Tag ohne Fuchspelz hinauszugehen. Ich befürchte, dass sie sich daher für unangreifbar halten. Delphine ahnt, dass irgendetwas nicht stimmt, aber sie ist mit ihren sechs Jahren noch zu klein; ich brächte es nicht fertig, ihr meine Ängste anzuvertrauen. Maman sollte meine Sorgen teilen, denn sie weiß, worum es geht, doch sie redet nicht mit mir. Sie sollte mir dabei helfen, unsere Flucht zu organisieren und in aller Eile das Château zu verriegeln, aber sie setzt ihren leichtsinnigen Kurs fort wie ein Pferd mit Scheuklappen. Mir ist zum Schreien zumute.

»Wir werden sterben, wenn wir hierbleiben.«

Ich stoße die Worte hervor wie Rammböcke. Delphine, die zu meinen Füßen sitzt, schnappt nach Luft. Charlotte und Bernadette blicken erstaunt von ihren Gedichten auf. Maman sieht mich mit weit aufgerissenen Augen an. Mit zitternder Stimme, aber klar und deutlich erwidert sie: »Jeder muss irgendwann sterben.« Sie dreht sich zum Fenster um, wendet mir ihr schönes Profil zu, und das Sonnenlicht fällt auf ihren langen blassen Hals. »Sie schlagen einem den Kopf ab, sagst du? Das ist ein schneller Tod. Eine Gnade.«

8

Die Flügeltüren öffnen sich, und Dorf geht uns voran in den Speisesaal. Miss Sei ist kurz vorher in einen Gang abgebogen. Ich nehme an, dass sie sich heute Abend nicht unters gemeine Volk mischen wird.

Der Speisesaal wirkt so groß wie ein Tennisplatz. Ein massiver Tisch aus poliertem Walnussholz thront in der Mitte, darauf ein üppiges Arrangement aus Päonien und Treibhaushyazinthen, rechts und links davon Kandelaber. Die Kerzen brennen nicht. Indirektes Licht fällt von den Wänden und der Decke; schmale LED-Streifen verbergen sich hinter Leisten und tauchen den Raum in einen weichen, bernsteinfarbenen Schimmer. Es ist, als hätten wir eine von Tolstois endlosen Dinnerszenen betreten, allerdings in einer Hightechumgebung und ausschließlich von schlechtangezogenen Teenagern bevölkert.

Wir ziehen unsere Stühle zurück. Lilly will sich erst zu Hayden setzen, entscheidet sich dann aber doch lieber für den Platz neben Will. Es folgt allgemeines Füßescharren und Stühlerücken, was Hayden mit gereizten Blicken quittiert. Endlich haben wir alle unsere Plätze eingenommen, und Schweigen legt sich wie Staub über uns.

Dorf räuspert sich. »Eure Eltern wurden inzwischen über eure sichere Ankunft informiert. Wir halten sie weiterhin

regelmäßig auf dem Laufenden und schicken ihnen noch vor eurer Rückkehr eine vollständige Akte. Sobald das Medienembargo aufgehoben ist, können sie sich ein umfassendes Bild machen. Ich nehme an, sie werden erfreut sein, von euren Leistungen zu erfahren.«

Ich finde seine Art, mit uns zu reden, widerwärtig – als wären wir hirnlose Idioten, nur dazu da, seinem Auftritt nickend beizuwohnen und zu lächeln.

»Der Palast …«, beginnt Will. Er spielt mit dem Besteck und legt es parallel auf die gestärkte Leinenserviette. »Es muss Jahrzehnte gedauert haben, ihn zu bauen. Für Versailles brauchte man fünfzig Jahre. Wie konnte man ein so immenses Projekt geheimhalten?«

Dorf lächelt. »Konnte man nicht. Jedenfalls nicht ganz. Es gab Berichte über große Baumaßnahmen in Péronne, und zahlreiche Gerüchte machten die Runde. Die meisten Historiker taten entsprechende Überlieferungen jedoch als eines der vielen Märchen ab, die die Pariser Revolutionäre in die Welt gesetzt hatten, um die Aristokraten zu diskreditieren. Ein unterirdischer Palast, prächtig wie der Hof des Sonnenkönigs, aber in dreißig Meter Tiefe – das erschien wohl als allzu phantasievoller und übertriebener Luxus, um ihn für bare Münze zu nehmen.«

»Wann wurde der Palast denn entdeckt?«, fragt Hayden. »Und wie haben Sie davon erfahren?«

»Der Eingang wurde vor etwa zwei Monaten gefunden«, antwortet Dorf. »Rein zufällig. Man hielt ihn zunächst für einen Einsturztrichter. Der für die Restauration verantwortliche Baumeister, ein gewisser Monsieur Gourbillon, stieß eines Morgens mit seinen Arbeitern unten im Weinkeller auf

einen drei Meter breiten Krater. Als sie ihn aushoben, fanden sie erst einen Stuhl und dann einen kompletten, vollständig tapezierten Raum. Sie waren auf eines der höhergelegenen Vorzimmer des Palais gestoßen. Monsieur Gourbillon benachrichtigte die Sapanis, und diese wandten sich wiederum an mich.«

Zum Glück haben die Sapanis nicht die Polizei gerufen, sonst gäbe es längst einen offiziellen Bericht und es würde hier von Kriminaltechnikern, Schatzsuchern und sensationsgeilen bärtigen Hipstern mit Hightechkameras wimmeln.

»Aber warum haben die Sapanis Sie und uns hinzugezogen?«, frage ich. Jules wirft mir einen erstaunten Blick zu, als wolle er sagen: *Im Ernst? Du willst das jetzt doch ansprechen?*

»Die Sapanis engagieren sich sehr für die Förderung junger Talente«, antwortet Dorf. »Sie haben zahlreiche Stiftungen ins Leben gerufen und vergeben Stipendien in den unterschiedlichsten Bereichen. Sie wollten euch eine Chance geben.«

»Nett von ihnen. Aber warum sind sie nicht hier im Schloss, wenn ihnen so viel daran liegt?«

Dorf sieht mich merkwürdig an. »Anouk, die Sapanis sind vielbeschäftigte Leute. Ich bin sicher, du hast deine Akte gelesen. Ihr Firmenimperium erstreckt sich über Asien, Europa und die USA. Eine ihrer Technologiefirmen hat möglicherweise den Prozessorchip in deinem Handy, die Motoren in dem Flugzeug, das euch hierhergebracht hat, und das Luftfiltersystem in diesem Raum entwickelt. Gewiss wirst du ihnen verzeihen, dass sie nicht in dem Moment herbeigeeilt kamen, in dem du eingetroffen bist.«

Jules schnaubt und versteckt sein Lachen hinter einem gespielten Hustenanfall.

Ich starre Dorf mit unbewegter Miene an. »Ich erwarte nicht, dass sie wegen mir herbeieilen. Aber wenn es um die Entdeckung eines riesigen unterirdischen Palastes geht? Dann würde ich sehr wohl das Design von Luftfiltersystemen für einen Moment unterbrechen.«

Dorf blinzelt mir zu, und ich hätte ihn am liebsten geschlagen. »Ach tatsächlich? Nun, ich werde es ihnen ausrichten. Doch bis dahin haben sie euch mir anvertraut und die Leitung der Expedition auch, und damit wirst du dich zufriedengeben müssen.«

Er hat meine Frage nicht beantwortet. In keiner Weise. Lilly sieht mich an und runzelt die Stirn. Meinetwegen oder wegen des Unsinns, den Dorf verzapft? Das Schweigen zieht sich hin …

… bis Kellner hereinkommen, in cremefarbene Satinsmokings mit Goldknöpfen und kleinen Fliegen gekleidet. Jeder von ihnen trägt zwei mit silbernen Hauben bedeckte Platten herein. Sie servieren sie uns, nehmen schwungvoll die silbernen Hauben ab und defilieren so schnell wieder hinaus, wie sie hereingekommen sind. Der köstliche Duft lässt mich Dorf einen Moment vergessen. Vor mir stehen drei Schüsseln aus feinstem Porzellan, eine mit Suppe, eine mit Garnelen und eine mit gedämpftem grünen Gemüse, bestreut mit roten Safranfäden. Ich rieche gerösteten Knoblauch, süßen Chili und Frühlingszwiebeln.

Die Atmosphäre bei Tisch lockert sich spürbar auf; Besteck klappert, und Porzellanschüsseln werden hin und her geschoben.

»Ist schon mal jemand unten gewesen?«, fragt Hayden zwischen zwei Bissen. »In der Akte heißt es, der Palast sei versiegelt. Haben Sie ihn von innen gesehen?«

»Nein.« Dorf isst nichts. Er fährt mit den Fingern über eine glänzende Fläche neben seinem Teller, und ich erkenne jetzt, dass dort ein rasiermesserdünnes Tablet liegt. »Aber wir haben das Wappen der Bessancourts im Vorzimmer gefunden. Ein Schmetterling mit Augen auf den Flügeln. Dieses Wappen wurde seit 1792 nicht mehr verwendet, daher war es kein weiter Weg bis zu der Annahme, man sei tatsächlich auf den Palais du Papillon gestoßen. Wir haben Bodenradarmessungen durchgeführt und einen groben Umriss des Palastes erstellt. Die Vorzimmer führen zu Schächten, die wiederum zu einer Tür führen, die wir für den Haupteingang halten, aber weiter sind wir noch nicht gekommen.« Dorf hebt den Blick. »Ja, Hayden, er ist versiegelt. Wir haben keine Ahnung, was sich hinter der Tür befindet.«

Er hält das Tablet hoch. Wir sehen ein Foto, so überbelichtet, dass es fast schwarzweiß aussieht. Es zeigt hohe, üppig vergoldete Flügeltüren. Die Griffe sind mit einem dicken Seil verknotet, und ein dunkler, faustgroßer Klumpen klebt in der Mitte. Vermutlich ein Wachssiegel.

Schweigen legt sich erneut über die Tischrunde. Ich starre das Display an. Morgen werden wir vor dieser Tür stehen. Das Siegel brechen. Hindurchgehen.

»Also …« Ich schlucke eine Garnele, ohne zu kauen. Es tut weh. »Die Bessancourts müssen diese Türen versiegelt haben, nachdem sie den Palast verlassen haben, oder? Sie sind nach England geflüchtet und waren dort glücklich bis

an ihr Lebensende. Das heißt, wir werden da unten nicht auf einen Haufen Leichen stoßen.«

»Stimmt, wir glauben tatsächlich, dass die Bessancourts nach England entkommen sind. 1802 verstarb in North Yorkshire ein Mann namens Friedrich Besserschein. Im Gemeindearchiv sind vier überlebende Töchter registriert sowie die Tatsache, dass Mr. Besserschein aus dem Ausland stammte und im Jahr 1734 geboren war, demselben Jahr wie Frédéric du Bessancourt. Daher gehen wir davon aus, dass es sich bei diesem Besserschein um Frédéric du Bessancourt gehandelt hat. Ihr werdet also bei der Expedition nicht auf Leichen stoßen, es sei denn, der Palast wäre luftdicht verschlossen und bei der Versiegelung wäre ein fachkundiger Einbalsamierer zugegen gewesen.«

Dorf legt das Tablet beiseite und lächelt. »Nun, was wir aber finden werden, sollte wesentlich interessanter sein. Der Marquis hat sehr wahrscheinlich alles hinuntergebracht, was er retten wollte, darunter eine umfangreiche Sammlung von Kunstwerken und Manuskripten sowie Diener und Frau und Kinder.« Dorf kichert, als sei es wahnsinnig komisch, eine Ehefrau und Diener mit Gemälden und Manuskripten gleichzusetzen. »Wahrscheinlich haben sie auch Schmuck, Kleidung, Lieblingsinstrumente, Spielzeug, Tagebücher und Medikamente mitgenommen. Wenn er auch nur ansatzweise erhalten ist, wird der Palais du Papillon wesentlich mehr sein als nur ein architektonisches Wunder. Er birgt einen Schatz an historischen Details, ein regelrechtes historisches Festmahl aus Zeugnissen für das Leben im Frankreich des achtzehnten Jahrhunderts – die, völlig unverändert, darauf warten, von uns studiert zu werden.«

Die Kellner sind zurück. Ich habe kaum Gelegenheit gehabt, von meiner Suppe zu kosten, aber sie nehmen sie mir weg und stellen ein neues, mit einer Silberhaube bedecktes Gericht vor mich hin. Diesmal verbirgt sich zarter grüner Spargel darunter, so fein und farbintensiv wie Kinderspielzeug aus Plastik. Daneben ein gehäufter Silberteelöffel Kaviar. Sauce Hollandaise in einer Muschelschale.

»Morgen früh erhaltet ihr eure Ausrüstung«, fährt Dorf fort. »Den Zeitplan findet ihr oben in euren Zimmern, wenn ihr gleich hinaufgeht. Wir werden um Punkt neun Uhr vom Weinkeller aus in den Palast aufbrechen, daher solltet ihr ausreichend schlafen und gut frühstücken. Stellt euch den Wecker und …« Er beendet den Satz nicht; irgendetwas scheint ihn zu amüsieren. »Und wer weiß, wie es von da aus weitergeht? Was auch immer geschieht, was immer wir dort unten finden werden, dies wird das Abenteuer eures Lebens werden.«

Jules und Hayden werfen einander einen genervten Blick zu. Will schaut ernst auf seinen Teller. Lilly isst eine einzelne Spargelstange und wirft sich das Haar über die Schulter. Ich weiß nicht, was ich tun soll. Mir kommt das alles sehr merkwürdig vor. Irgendetwas stimmt hier nicht, ich weiß nur noch nicht, was.

Aurélie du Bessancourt, 23. Oktober 1789

Wir hatten uns in der Bibliothek eingeschlossen, als wir sie kommen hörten: Schwere Stiefel polterten durch die unteren Räume, Stimmen riefen einander etwas zu. Seit Tagen habe ich ängstlich darauf gewartet, dass irgendwann Fremde der Zufahrt von der matschigen Straße aus folgen, hungrige Bauern mit Elsteraugen. Dass sie Läden aufbrechen und durch die Fenster hereinklettern. Jetzt, wo sie tatsächlich hier sind, krampft sich mein Herz vor Angst zusammen.

»Vielleicht sind es Monarchisten«, sage ich hoffnungsvoll.

Niemand antwortet. Maman sitzt mit versteinertem Gesicht reglos da wie eine Springbrunnennymphe, die Arme eng um Delphine geklammert. Bernadette und Charlotte schmiegen sich auf dem Sofa aneinander. Wir alle starren die verschlossenen Türen an.

Die Schritte nähern sich dem ersten Stock – lautes Hämmern von Schusternägeln auf den Treppenstufen dringt herauf bis in den Korridor. Als sie die Bibliothek erreichen, kann sich Delphine nicht länger beherrschen; ein Laut entschlüpft ihrer Kehle, hoch und durchdringend wie das Miauen eines Kätzchens. Man kann es unmöglich überhören. Der Türgriff zur Bibliothek wird heruntergedrückt. Fäuste trommeln wütend gegen die Türen. Ich sehe, wie das Holz

an den Angeln splittert. Wenn niemand aufschließt, werden sie die Türen eintreten.

Zwei Männer stürmen herein, gekleidet in Vaters Farben, Rot und Gold. Einer von ihnen ist schon alt, verwittert wie die Galionsfigur eines Schiffes. Der andere ist kaum älter als ich. Sein Gesicht ist wie aus Stein gemeißelt, und unter seiner Mütze kringelt sich eine dunkle Locke über die Stirn. Beide Männer sind schweißnass und außer Atem.

»Madame Célestine«, sagt der Jüngere. »Mesdemoiselles.« Er begrüßt meine Schwestern und mich mit einem knappen Nicken. »Sie kommen.«

Maman setzt sich mit angstgeweiteten Augen in ihrem Stuhl auf, starr wie ein Kaninchen vor der Schlange, während Delphine sich an sie klammert und die Wachen nicht aus den Augen lässt. Bernadette und Charlotte starren wie versteinert vom Sofa herüber, nur der Spitzenbesatz an ihren Ärmeln zittert.

Ich stehe auf. »Seid Ihr sicher?«, frage ich mit krächzender Stimme, und ich räuspere mich. »Vater hat gesagt, sie würden nicht herkommen. Er sagte, er hätte eine Vereinbarung getroffen. Einen Pakt mit der Nationalversammlung, damit man uns in Ruhe lässt.«

Der alte Wachmann ergreift das Wort, seine Stimme ist rauh und belegt. Ich habe Sorge, er könnte auf den Boden spucken. »Wenn Ihr es wünscht, Madame, tretet hinaus und informiert die Menge über diese Vereinbarung. Während wir hier reden, marschieren sechshundert Fischweiber aus Paris durch den Park auf das Schloss zu. Ich bin sicher, sie wären hocherfreut, Euch kennenzulernen.«

Das Gesicht des alten Wachmanns ist zerfurcht und

pockennarbig von Alter und Krankheit. Er gibt sich keine Mühe, besonders höflich zu sein.

»Was ist mit der Lieferantenanfahrt hinter den Küchen?«, frage ich. »Seid Ihr zu Pferd gekommen? Könnt Ihr eine Kutsche fahren?«

Die Wächter wechseln Blicke. »Mademoiselle, hier liegt ein Missverständnis vor«, erwidert der jüngere. »Wir kommen nicht von den Ländereien. Der Marquis hat uns geschickt, wir kommen von …«

Von unten. Aus dem Palais. Das bedeutet, dass es zu spät für eine Kutsche ist. Zu spät zur Flucht. Vater wird von der Revolution nicht verschont werden. Seine Bestechung hat nichts genützt.

Ich wende mich zu Maman um, doch sie hat sich bereits aufgerichtet. Ihr Rosenblütenmund ist verzerrt. »Ich werde nicht gehen«, stößt sie hervor, bevor ich ein Wort sagen kann. »Aurélie, ich werde das nicht tun!« Sie beugt sich über Delphine, streichelt beinahe fieberhaft ihre Wangen und ihr Kleid. »Bitte mich nicht darum, Aurélie, bitte mich nicht …«

Von draußen dringt jetzt Lärm herein. Die Sonne ist fast untergegangen; das letzte bronzefarbene Glühen verblasst hinter den Pappeln. Ich höre sie näher kommen, schreiend und singend, rauhe Stimmen, die im stillen Park widerhallen.

Mit einem Satz bin ich bei Maman, packe sie an der Hand und ziehe sie zur Tür.

»Ich bitte dich nicht, Mutter. Wir werden nicht sterben. Weder will ich es, noch werde ich es dir erlauben. Beeil dich!«

9

Wieder werden unsere Teller abgeräumt. Man setzt uns winzige Fingerschalen mit Lavendelwasser vor, gefolgt von makellos geformten, rosafarbenen Kugeln Granatapfelsorbet in Martinigläsern.

Ich esse meines gerade auf und fahre mit dem Löffel am Glasrand entlang, als einer der Kellner zurückkommt. Er trägt ein Tablett mit Kristallwassergläsern auf kleinen Zinnuntersetzern. Auf den Untersetzern liegen Medikamentenkapseln, dunkelrot und schimmernd wie Blutstropfen. Der Kellner gibt jedem von uns einen Untersetzer und verschwindet lautlos. Ich erhasche einen Blick auf eine Tätowierung in seinem Nacken: ein schwarzer Schnörkel, halb unter seinem Kragen versteckt.

»Was ist das?« Ich nehme eine der Kapseln in die Hand und sehe, wie sich die Luftblase in ihrem Inneren bewegt.

Dorf greift nach seinem Untersetzer, legt die Hand auf den Mund, wirft den Kopf in den Nacken und schluckt. »Der Palast liegt dreißig Meter unter der Erdoberfläche«, sagt er und tupft sich den Mund mit der Serviette ab. »Stehende Luft kann sehr gefährlich sein. Diese Kapseln enthalten ein Gegenmittel gegen mögliche Mikroben und Toxine, die sich in einer versiegelten Umgebung entwickeln können.«

Sein Untersetzer war leer. Das weiß ich genau. Der Kell-

ner hat sechs Gläser und sechs Untersetzer gebracht. Auf einem davon lagen keine Kapseln. Dem von Dorf.

Mich überläuft es kalt. »Das ist doch lächerlich«, erwidere ich und versuche, das Zittern in meiner Stimme zu unterdrücken. »Man kann sich gegen vergiftete Luft nicht mit ein paar Tabletten immunisieren. Wir werden sie sofort verdauen und den Wirkstoff im Laufe der Nacht abbauen.«

Dorfs Blick fällt auf mich, und zum ersten Mal entdecke ich Ärger in seinen ruhigen grauen Augen. Er entgegnet nichts. Lillys Blick wandert zwischen uns hin und her. *Hat sie dasselbe gesehen wie ich?*

Doch Hayden greift bereits nach seinen Kapseln. »Runter damit«, sagt er und wirft sie ein. Ich starre ihn an und beobachte den messerscharfen Umriss seines Kiefers, während er schluckt. Irgendwie erwarte ich, dass ihm jetzt Klauen und Hörner wachsen. Oder dass er vielleicht vom Stuhl fällt. Sich auf dem Boden windet. Doch nichts dergleichen geschieht. Er klopft sich zweimal auf die Brust und grinst mich an, als wolle er mir damit beweisen, wie dämlich ich bin.

Bin ich das?

Lilly und Jules greifen ebenfalls nach ihren Kapseln. Sie sehen sich kurz an, dann schluckt Jules seine, und Lilly, die ihm in nichts nachstehen will, folgt seinem Beispiel. Wieder lächelt Dorf mich an, mit diesem widerlichen, abfälligen Grinsen. »Siehst du?«, sagt er. »Alle haben es überlebt.«

Aus dem Augenwinkel heraus sehe ich, wie Will seine Kapseln kritisch mustert. Spürt wenigstens er die merkwürdige Atmosphäre?

Nein. Auch er schluckt sein Medikament.

Ich starre die eine Kapsel an, die in meiner Hand liegt.

Rot–dunkel–rot–dunkel. Plötzlich erscheint sie mir wie eine Punktur, wie Blut, das aus meiner Haut quillt.

Nein, ich spinne nicht. Hier stimmt was nicht. Ich nehme die andere Kapsel auch in die Hand und schiebe meinen Stuhl zurück. Die Beine schaben quietschend über den Fußboden.

Hayden beginnt, sich seltsam zu bewegen, als wäre er unter Wasser. Der Kopf kippt ihm auf die Brust. Er steht träge auf, lacht seltsam, aber es ist nicht komisch. Alle starren ihn an. Alle, außer Dorf.

Seine Augen bohren sich in meine.

»Anouk?«, sagt er, und seine Stimme ist schneidend. »Setz dich. Nimm die Kapseln.«

Aurélie du Bessancourt, 23. Oktober 1789

Wir hetzen die Treppe hinunter, tiefer und tiefer unter die Erde, und ich sehe nichts anderes vor Augen als Maman, die sich von uns abwendet, während das Blut ihr Gewand durchtränkt.

Sie haben sie erschossen. Die Kugel ist durch Fleisch und Sehnen geschlagen und zwischen den perlmuttglänzenden Schlingen ihres Darmes stecken geblieben wie ein Stück Kohle, ein schwarzer Samen, aus dem der Tod keimt. In fünf Minuten wird sie keine Luft mehr bekommen. In zehn wird sie für immer von uns gegangen sein …

»Aurélie!«, hat sie geschrien. »Lass mich nicht zurück!«

Aber ich habe es getan.

Oben höre ich die Flammen brausen, die das Schloss verschlingen. Sie werden allmählich leiser, während wir das Chaos und das Schießpulver hinter uns lassen und gänzlich in eine andere Welt eintauchen.

Uns leuchtet nur die offene Laterne in der Hand des alten Wachmanns. Ihr heißer Atem schlägt mir ins Gesicht – Tierfett, schmutzige Lappen und Petroleum. Bernadette eilt mit gerafften Röcken hinter ihm her, dicht gefolgt von Charlotte, in gleicher Haltung, wie immer der Schatten ihrer Schwester, selbst in der Not. Dann komme ich mit Delphine. Der junge Lakai bildet das Schlusslicht und drängt uns panisch weiter.

10

Ich setze mich nicht. Ich schiebe die Kapseln mit der Zunge hinter meine Zähne. Schmecke die glatte, kalte Gelumhüllung. Dann renne ich hinaus ins Foyer.

Das stand nicht im Vertrag. Drogen, nein, die waren nicht Teil der Vereinbarung. Ich hole jetzt mein Handy und rufe irgendjemanden an. Ich weiß zwar noch nicht wen, aber irgendjemand muss erfahren, wo wir sind.

»Gibt es ein Problem, Anouk?« Dorfs Stimme hallt durch das Foyer. »Wenn es ein Problem gibt, rede mit mir.«

Ich sehe eine Glastür am anderen Ende des Foyers, die hinaus zur Allee und zu den Feldern führt. Ich könnte versuchen, sie zu erreichen. Ich schmecke etwas Bitteres auf meiner Zunge. Die Kapseln lösen sich auf, und der Wirkstoff sickert in meinen Mund.

Mist, Mist, Mist, spuck sie aus, hau schnell ab …

Ich drehe mich um und sehe, dass Miss Sei quer durch das Foyer auf mich zumarschiert. Begleitet wird sie von dem nordischen Gott und dem Typen mit dem roten Irokesen. Sie sehen bizarr aus, gefährlich, die Gesichter gestreift von einfallendem Mondlicht und Schatten.

Ich huste und spucke einen dicken roten Flatschen auf die Treppe, wische mir den Mund ab und stolpere hinauf.

Ich bin so langsam. Was ist los? Ich schmecke die Kapsel

immer noch, spüre, wie meine Wangen taub werden. Ich erreiche den oberen Korridor. Wanke ihn entlang, wobei ich mich mit einer Hand an der Wand abstützen muss.

»Was ist denn los, Anouk?« Dorfs Stimme dringt verlangsamt und schwammig von unten an mein Ohr. »Warum ruhst du dich nicht ein bisschen aus, es war ein langer Tag …«

Ich schwöre, dass ich hören kann, wie er dabei grinst. Ich habe Mühe, den Türgriff zu finden, und stolpere in mein Zimmer. Ich brauche mein Handy, muss Penny anrufen …

Ich pralle gegen den Beistelltisch und werfe fast die Lampe um. Fahre mit der Hand über die Marmorplatte. Die Tür steht weit offen. Ich höre die anderen draußen im Korridor. Wo ist mein Handy? Ich wirble herum, wacklig auf den Beinen, und blicke mich im Raum um.

Ich sehe die Übergardinen. Stühle. Kissen. Die Bettdecke, glattgezogen. Lillys monströser Wanderrucksack ist verschwunden. Das Bett ist gemacht. Auf dem Mahagoninachttisch ist ein ringförmiger Abdruck.

Ich schleppe mich zur Badezimmertür. Taumle gegen den Türrahmen. Ein dumpfer, pulsierender Schmerz explodiert in meinem Kopf. Das Waschbecken ist geputzt und leer. Keine Mascara, keine Kosmetiktücher, kein Reisenecessaire. Alles wurde gesäubert. Abgewaschen.

Das Pulsieren wird zu einem Hämmern, das meine Gedanken übertönt. Ich liege auf dem Fußboden. Ich sehe, wie sich Schuhe nähern, schwarz und glänzend, wie Käfer, die auf mich zukrabbeln. Mein Blickfeld ist abwechselnd verschwommen und klar, verschwommen und klar.

Nein, bitte, Mom, Dad, Penny, so helft mir doch …

Dann bin ich weg.

Auf der Treppe zum Palais du Papillon, 15 Meter unter der Erde, 23. Oktober 1789

Im Geiste sehe ich Maman den Korridor entlangkriechen. Ihr wunderschönes Gewand ist mit Blut und Ruß befleckt. Sie hustet, schluchzt. Asche umwirbelt sie wie ein Wintersturm und erfüllt die Galerie. Bedeckt ihr Gesicht und legt sich auf ihre Wimpern. Verwandelt Maman in eine weißgraue Statue. In der Ferne lodern die Flammen, glühend heiß wie in der Hölle.

Wir können Maman doch nicht allein zurücklassen!

Ich bleibe stehen. Der junge Wächter prallt gegen meinen Rücken. Delphine schreit vor Überraschung auf.

»Wir müssen umkehren«, flüstere ich. »Wir müssen Mutter holen.«

»Mademoiselle, wir können nicht …« Der junge Wächter versucht, mich weiterzudrängen, aber ich kralle die Finger in das Gestein auf beiden Seiten und rühre mich nicht vom Fleck. Ich bin eine Närrin, ich weiß es, aber es geht um meine Mutter! In Versailles sind zwei Wachleute ermordet worden, und die waren nicht einmal adelig. Ich bete zu Gott, dass sie Maman noch nicht geköpft haben.

»Mademoiselle, wenn wir umkehren, wird man uns alle töten!« Das Gesicht des jungen Wächters im Lampenschein wirkt seltsam feingeschnitten und sein Gesichtsaus-

druck nicht unfreundlich. Seine Worte perlen von mir ab wie Wasser.

»Ich werde allein gehen, wenn Ihr mir nicht helft. Aber ich werde sie nicht zurücklassen, weil sie sonst verbrennt.«

»Bitte, Mademoiselle … Baptiste!«, ruft der junge Wächter dem älteren nach. *»La demoiselle, elle …«*

Ich höre, wie der alte Wächter die Stufen hinaufstapft, sich an meinen Schwestern vorbeidrängt. Das leise Rauschen seiner aufflackernden Laterne. Ich wende den Blick nicht von dem jungen Soldaten ab.

»Bitte, helft mir«, sage ich mit mitleiderregend dünner Stimme. »Wir können sie nicht zurücklassen. Wenn mein Vater hier wäre und erführe, dass wir sie den Revolutionären überlassen haben, würde er …«

Der alte Wächter packt mich am Handgelenk und zerrt wild an mir. »Ihr Vater wird gar nichts tun«, zischt er. »Die Marquise wurde vom Anblick ihres brennenden Heims in die Hysterie getrieben. Sie war nicht zur Vernunft zu bringen, rannte zurück, um ihre Juwelen zu retten, und wurde getötet. Das ist alles, was Euer Vater erfahren wird, ist das klar?«

Seine Zähne glänzen wie Porzellan in seinem ledrigen Gesicht. Ich weiche vor ihm zurück, versuche mich loszuwinden, aber seine Finger umklammern mich nur noch fester, graben sich in meine Haut.

»Mademoiselle, ich habe Euch gefragt, ob das klar ist. Ich nehme an, Ihr habt die Frage trotz meines groben Bauernfranzösischs verstanden.«

»Ich glaube nicht, dass es Euch geziemt, mich herumzukommandieren, Monsieur. Ihr braucht nicht mitzukommen, wenn Ihr es nicht wünscht, aber …«

Der alte Wächter verdreht mein Handgelenk derart, dass mein Ellbogen nach oben zeigt, und ich schreie vor Schmerz laut auf. Meine Augen huschen zu meinen Schwestern. Wie gern hätte ich ihnen diesen Anblick erspart! Sie starren zu mir hoch, Charlotte mit offenem Mund.

Irgendwo hoch oben ertönt ein lautes, vielfach widerhallendes Krachen. Der alte Wächter lässt mich los, und ich stolpere, halte mich an Delphine fest. »Weiter!«, befiehlt er. »Schnell.«

Und so eilen wir weiter die Treppen hinunter. Hinter meinen Augenlidern sammeln sich heiße Tränen. Verwirrung und Angst zurren meinen Magen zu einem Knoten zusammen. Ich konzentriere mich auf die Jacke, die sich über dem Rücken des alten Wächters spannt, den Laternenqualm, der in stinkenden Wolken die Treppe heraufwallt, den Ruß, der in Flocken auf die Nacken meiner Schwestern fällt – wie Flöhe. *Maman, bitte, bitte, sei in Sicherheit!*

Wir passieren einen Bogengang. Das Atmen fällt jetzt schwer. Zwar ist es hier nicht warm, aber meine Haut fühlt sich unter den Schichten von Satin und Spitze klebrig an. Die Treppenstufen werden breiter und sind nicht mehr so steil. Alles um uns herum besteht aus rauhem, hässlichem Stein.

Wir erreichen das Ende der Treppe und hasten durch einen Tunnel, rund und gerippt wie der Brustkorb eines Wals. Am Ende sehe ich einen würfelförmigen Raum, sämtliche Wände verspiegelt. Jemand steht darin. Ein Mann. Meine Hand schließt sich fester um die von Delphine.

Die Wächter treiben uns voran.

Die Schultern des Mannes sind so breit, dass die Nähte

seines schwarzen Gehrocks fast aufplatzen. Seine Arme wirken baumstark. Sein Rücken ist uns zugewandt, aber jetzt erkenne ich ihn: Graf Havriel. Der schweigende Riese an meines Vaters Seite, der Verwalter seines großen Reichtums und Hüter seiner Geheimnisse.

Graf Havriel dreht sich zu uns um. Er ist seltsam elegant, trotz seiner Größe, wie ein Tänzer. Sein Gesicht ist eckig und ernst, umrahmt von einem akkurat getrimmten Bart. Er ist beinahe so alt wie Vater, aber nicht halb so verlebt.

»Mesdemoiselles«, sagt er, kommt auf uns zu und legt die Hand an die Taille, als wolle er sich verbeugen.

Plötzlich hält er inne. Seine Augen huschen über unsere schmutzige kleine Gruppe: den alten Wachmann, Charlotte, Bernadette, Delphine. Sein Blick bleibt an mir hängen.

»Wo ist Lady Célestine?« Seine Stimme ist sanft.

»Sie ist in ihre Gemächer zurückgerannt, Monsieur«, antwortet der alte Wächter schnell. »Wir konnten es nicht verhindern, sie …«

Havriel erstarrt. »Sie ist noch im Château?«

Der alte Wächter tritt von einem Fuß auf den anderen, antwortet aber nicht. Der jüngere nickt, ein Mal.

Havriels Augen zucken, nur ganz leicht, ein Blinzeln, ein Fokussieren. Und jetzt grollt er, und ich spüre, wie Delphine neben mir zusammenzuckt. »*Non*, ihr geistesschwaches Pack! Was habt ihr bloß getan?«

Er beginnt, hin und her zu wandern. Es ist kaum Platz in dem kleinen Spiegelzimmer, aber er geht in engen Kreisen. »Ihr müsst sie holen. Holt sie sofort herunter!«

»Monsieur, sie wollte nicht!«, erwidert der alte Wächter verzweifelt. »Sie war hysterisch, sie hat sich geweigert!«

Havriel bleibt stehen, wirbelt herum und sieht den jungen Wächter an. Seine Augen sind dunkel und schleudern Blitze wie Gewitterwolken. Ich habe ihn bisher nur ruhig erlebt – ganz gleich, ob bei privaten Anlässen oder bei Staatszeremonien mit König Ludwig und seiner österreichischen Gattin. Während alle anderen aufgetakelt herumstolzierten wie Pfauen, war Havriel der ruhende Pol, eine strenge Gestalt in Schwarz, eine riesige schweigende Präsenz, die an ihrem Wein nippte und in Vaters knotiges rotes Ohr sprach.

»Ihr werdet sofort nach oben zurückkehren«, sagt er, und plötzlich klingt seine Stimme gefährlich und tief. »Ich habe den Befehl, das Palais du Papillon zu versiegeln. Kehrt Ihr allein zurück, werdet Ihr ausgesperrt, und glaubt mir, Eure Rolle bei der Rettung unserer lieben *noblesse* wird von Euresgleichen in Paris nicht geschätzt werden.«

Der junge Wächter umklammert seine Muskete. Er schluckt und starrt Havriel an. Der ältere Wächter sieht ihn ebenfalls an, aber in seinen Augen liegt ein erschreckender Ausdruck, eine Mischung von Angst und tiefem Hass.

»Ihr schickt uns in den Tod wegen einer Verrückten«, beginnt er, aber Havriel wirbelt zu ihm herum und bellt: »Geht! Und betet, dass sie noch am Leben ist!«

Die beiden Wächter verlassen uns, ducken sich durch den Durchgang und rennen dann los. Ihre Silhouetten verschwinden durch den Tunnel.

Sobald das Geräusch ihrer Schritte verhallt ist, sinken Havriels Schultern in sich zusammen. Er dreht sich zu uns um, und die vielen tiefen Furchen in seinem Gesicht werden weich. Doch sein Blick ist sorgenvoll und ein wenig hilflos,

als wüsste er nicht, was er mit drei schluchzenden und einem reglos starrenden, aufsässigen Mädchen anfangen soll. Ich weiß auch nicht, was ich mit ihm anfangen soll. Ich nehme Delphine an den Schultern und drehe sie zu mir. »Alles wird gut«, flüstere ich ihr ins Ohr. »Sie gehen Maman holen. Sie bringen sie sicher herunter.«

Ich wende mich an Havriel und raffe all meinen Mut zusammen. Havriel hat eine Glocke aus einer seiner Taschen gezogen. Er neigt den Kopf zu mir, als wolle er sich für das, was als Nächstes geschieht, entschuldigen. Er läutet die Glocke, und ein Klang ertönt, der die Luft zerteilt wie ein zitternder Silberfaden. Gleich darauf höre ich Schritte, die sich eilig nähern. Nicht von der Treppe her. Von irgendwo jenseits der Spiegel. Aus dem Palais du Papillon.

»Kinder«, sagt Havriel. »Stellt euch einander gegenüber. Rasch!«

Mein Magen krampft sich zusammen. »Wie bitte?«

»Tut, was ich euch gesagt habe«, sagt er, zündet mit einer schnellen Bewegung eine Lampe an und reguliert die Flamme.

Ich ziehe Bernadette an mich und positioniere Charlotte ihr gegenüber. Bei jeder anderen Gelegenheit würde mich Bernadette anzischen, sie sei nur zwei Jahre jünger als ich und ich hätte kein Recht, sie herumzukommandieren. Aber sogar sie weiß, dass jetzt nicht der richtige Zeitpunkt ist zu streiten. Ich stelle Delphine vor mich und versuche, mir meine schreckliche Panik nicht anmerken zu lassen.

Menschen betreten den Raum. Ich höre ihren Atem, das Rascheln von gestärktem Leinen, das Tappen von Schritten auf Stein. Ich möchte am liebsten schreien, so nahe sind sie

mir, so erdrückend ist das Gewicht ihrer Körper in diesem winzigen Raum.

Ich blicke in die Spiegelwand hinter Delphine. Ich sehe Maman, verschwommen im Glas. *Die Diener haben so schreckliche Gesichter,* flüstert sie.

Es ist nicht Maman. Es ist Havriel und jemand anders, und er murmelt: »Schnell, schnell!«, und jetzt spüre ich einen Atemhauch im Nacken und das Kratzen von Stoff. Ein Tuch gleitet an meinem Haar herunter.

»Was ist das?« Meine Stimme zittert. »Ich will nicht, dass mir die Augen verbunden werden! Ich will nicht …«

Es ist keine Augenbinde. Es ist ein Sack. Das schwarze Tuch gleitet über meine Augen und bläst den Raum aus wie eine Kerze. Hände drehen mich im Kreis. Ich muss Delphine loslassen.

»Delphine?«

Ich werde gezwungen zu gehen, mitgeführt wie ein Bündel.

»Delphine, wo bist du?« Ich taste blind umher, finde sie aber nicht.

Wovor hast du dich gefürchtet, Maman? Was ist hier unten?

An meiner Seite stößt Bernadette einen leisen Laut aus. Ich versuche sie zu berühren, aber jemand fasst mich an der Schulter und drängt mich rasch voran. Wir passieren eine Tür. Ich spüre ihre Form, den Übergang von einem Raum zum nächsten.

»Halte die Arme bei dir«, sagt Havriel plötzlich irgendwo zu meiner Linken.

Ich presse die Arme fest gegen meinen Körper, und ein

schwirrender, tröpfelnder Klang umgibt mich, als wäre ich gerade in eine Tropfsteinhöhle getreten. Wir gehen viele Minuten lang. Der Raum fühlt sich nicht länger eng und erstickend an, sondern groß und kalt. Ich höre das Quietschen sich öffnender Türen. Und jetzt sind wir in einem Zimmer, und ich spüre die intensive Wärme eines brennenden Feuers. Ich rieche Lampenöl, gewürzten Wein und Holz. Ich rieche …

»Frédéric?«, fragt Havriel, und mein Herz zieht sich zusammen.

Vater!

Ich rieche seinen Duft. Ich kann an den Fingern einer Hand abzählen, wie oft ich mit ihm gesprochen habe, aber sein Duft, der im Château zurückblieb, wenn er die Säle durchwandert hatte, die Spuren davon an Mutter, wenn sie so traurig und geisterhaft wirkte: den würde ich überall wiedererkennen. Es ist der Duft von Rosen, Veilchen, das süße, schwere Aroma von Lilien kurz vor dem Verwelken. Ein berauschender, öliger Duft, der aus jeder seiner Poren dringt.

»Frédéric«, wiederholt Havriel und entfernt sich von uns. Seine Stimme ist sanft, als tröste er ein kleines Kind. »Frédéric, deine Kinder sind hier. Aurélie, Bernadette und die anderen. Deine Töchter.«

Und dann höre ich ihn: »Die Kinder?«, flüstert er. Seine Stimme hallt feucht und schwach hinter seiner Zinnmaske wider. »Aber wo ist Célestine? Wo ist meine Frau?«

II

Ich erwache, heftig nach Luft schnappend. Es ist eiskalt. Ich liege auf hartem Untergrund. Meine Augen sind geöffnet, aber ich sehe nichts als Finsternis. Mein Mund fühlt sich wund an. Blutig.

Ich bewege mich nicht. Ich weiß nicht, ob ich mich bewegen kann. Angst erfasst mich; jedes Nervenende ist gereizt und lässt meine Haut brennen wie Feuer. Bilder zucken mir durch den Kopf. Glänzende rote Punkte. Dann zerwühltes Bettzeug, das sich von einer Sekunde zur anderen glättet. Dorf, dessen Lippen lautlos lächelnd die Worte formen: *das Abenteuer eures Lebens*, und uns dann zuprostet.

Bin ich noch einmal davongekommen? Habe ich es hinaus auf die Felder geschafft und mich versteckt? Ist mir deswegen so kalt?

Nein, habe ich nicht. Ich bin raufgelaufen und …

Sie haben mich erwischt.

O nein! Nein, nein, nein. Das war dumm, einfach idiotisch, ich habe etwas von dem Wirkstoff in der Kapsel geschluckt. Ich bin ohnmächtig geworden.

Ich bin so tot.

Die Luft hier drinnen steht. Der Boden unter mir ist glatt, glasig. Ich lausche, das Blut hämmert mir in den Ohren. Jemand ist in der Nähe, jemand atmet. Mehrere Leute.

Werde ich beobachtet? Mein Puls beschleunigt sich.

Ich schwitze trotz der Kälte. Sofort denke ich an Entführungen, Menschenhandel, Achtzigerjahre-Horrorfilme mit Fleischerhaken, staubigen Glühbirnen und literweise Blut. Aber man fliegt keine Mordopfer oder zukünftige Sklaven mit einem Privatjet nach Frankreich und setzt sich mit ihnen an einen Tisch. Man schickt ihnen keine Unterlagen auf mit Wappen geprägtem Büttenpapier.

Ich löse eine Hand, die ich zur Faust geballt habe, und befühle den Boden. *Keine Panik, Ucki. Du findest einen Weg. Du kannst es schaffen, hier rauszukommen …*

Meine Finger berühren etwas Weiches. Ich zucke zurück. Stoff. Ich habe Stoff berührt und die schwache Wärme von Haut gespürt. Jemand liegt neben mir. Nur dreißig Zentimeter entfernt.

Es ist Jules.

Ich rieche es an dem intensiven, blumigen Haargel. Ich setze mich auf und fühle mich unendlich erleichtert. Dann gehe ich vorsichtig auf die Knie. Hoffentlich bemerkt keiner, dass ich auf bin. *Wer immer dort ist, bitte tötet mich nicht!* Auf allen vieren krieche ich zu ihm, ertaste sein Gesicht und lege ihm die Hand über den Mund.

»Jules!«, flüstere ich. Er versucht mich abzuschütteln, aber er wacht nicht auf. »Jules!« Mit der freien Hand rüttle ich an seiner Schulter. Jetzt muss er die Augen aufgeschlagen haben, denn er setzt sich grunzend zur Wehr.

»Jules, sei still! Ich bin es.«

Ich nehme die Hand weg und bete im Stillen, dass er nicht anfängt zu schreien. Die andere Hand presse ich auf seine Schulter, damit er unten bleibt.

»Anouk?« Seine Stimme ist nur ein heiseres, verängstigtes Flüstern.

»Warte. Sei still.« Ich krieche ein wenig weiter und erreiche die nächste Person.

Es ist Lilly. Ich kann nur ihr blondes Haar erkennen, das sich hell vom schwarzen Boden abhebt. Ich schüttle sie. Sie erwacht leise, mit einem sanften Seufzer. Hayden ist der Nächste. Er wacht nicht auf. Ich schüttle ihn, lege einen Finger auf seinen Puls und spüre das schnelle Pochen. Er lebt. Aber warum bewegt er sich nicht?

Ich krieche weiter, und ein harter Knoten aus Schmerz bildet sich in meinem Kopf. Will liegt zusammengerollt da wie ein überdimensionaler Hundewelpe. Kaum berühre ich ihn, rollt er sich auf den Rücken und starrt mich an.

Ich kann jetzt ein bisschen mehr erkennen: den Umriss von Wills Gesicht und die Gestalten der anderen, als sie sich aufrichten und sich benommen umsehen.

»Leute?« Ich räuspere mich, so leise ich kann. Balle die Hand zur Faust, kralle die Fingernägel in die Handflächen. »Sie haben uns betäubt. Sie haben uns irgendwohin gebracht; wir müssen hier raus.«

Lilly schluchzt, hoch und erstickt. »Wo sind wir? Wo sollen wir raus?«

»Ich weiß nicht. Aber seid lieber still. Bewegt euch langsam.« Ich fühle die Spannung rings um mich kribbeln wie einen elektrischen Sturm, der sich bis zur krachenden Entladung aufbaut. Ich spreche leise, gehaucht und ohne Betonung, für den Fall, dass wir abgehört werden: »Keine Panik. Keine Panik.«

Jules steht auf und prallt gegen eine Wand. Es gibt ein

hohles Geräusch, wie gegeneinanderrollende Bierflaschen auf dem Boden eines Autos. Jetzt, wo wir wach sind, verbrauchen wir mehr Luft. Ich spüre bereits, wie sich der Raum aufheizt.

»Mein Handy ist weg«, stellt Jules fest. »Sie haben mir mein Handy abgenommen!«

Ich kehre zu Hayden zurück und versetze ihm einen energischen Tritt. Ist mir egal, ob es weh tut; wir müssen sofort los. Ich sehe ein stecknadelkopfgroßes Licht zu meiner Linken aufleuchten. Lilly hält ein Schlüsselanhängerlämpchen in der Hand. Weinend beugt sie sich darüber und scheint sich direkt ins Auge.

»Oh, vielen Dank.« Ich nehme ihr das Lämpchen weg und leuchte damit die Wände ab. Ich sehe eine Person mir gegenüber, und im ersten Moment zieht sich alles in mir in eiskaltem Schrecken zusammen. Aber es ist nur meine eigene Reflexion. Die Wände sind verspiegelt. Wir befinden uns in einem Raum – einem kleinen Würfel –, der vom Boden bis zur Decke verspiegelt ist.

»Helft mir, einen Ausweg zu finden«, keuche ich, tappe umher und untersuche das Glas nach Fugen. Ich weiß nicht, wie viel Zeit uns bleibt, aber die Leute, die uns hierhergebracht haben, wissen es. Sie wissen genau, wie lange die Wirkung der roten Kapseln anhält und was sie nach unserem Erwachen mit uns anstellen wollen. Da die Wirkung jetzt abklingt, werden sie bald da sein. Mir fällt ein, dass das Glas nur auf einer Seite verspiegelt sein könnte. Jemand könnte auf der anderen Seite stehen und uns beobachten.

Ich ertaste einen Zwischenraum in einer Ecke des Würfels. Grabe meine Fingernägel hinein und ziehe. Nichts

bewegt sich. Ich fange an zu schwitzen. Wir stolpern jetzt übereinander wie ein Haufen wimmelnder Meerschweinchen in einem Käfig.

»Anouk?«

Ich schwinge das Lämpchen herum. Leuchte genau in Wills Gesicht. Mist. Er hebt eine Hand, um seine Augen zu schützen. »Da sind Stühle«, sagt er und deutet darauf.

Ich leuchte in die entsprechende Richtung.

Stimmt. Zwei Stühle, die einander gegenüberstehen. Zierliche, vergoldete Louis-quinze-Möbel, ein krasser Gegensatz zu den Spiegeln. *Waren sie vor zehn Sekunden überhaupt schon hier?*

Nein, sie sind einfach aufgetaucht, Anouk. Natürlich waren sie schon da. Ich gehe zu einem hin. Versuche ihn hochzuheben. Vielleicht können wir ihn dazu verwenden, das Glas zu zerschmettern. Er ist am Boden festgeschraubt. Ich lasse mich darauf fallen. Dünne Linien ziehen sich quadratisch um die Füße des Stuhls.

Ich leuchte nach oben. Die Decke besteht ebenfalls aus Glas, aber sie ist nicht komplett verspiegelt wie die Wände. Ich sehe mich selbst darin, mein Gesicht ein blasses Oval, die Augen weit aufgerissen. Und ich kann auch hindurchsehen und erkenne undeutlich ein Wandgemälde, das knapp darüber schwebt.

Ein Schmetterling mit großen, eingekerbten Schwingen. Auf jeder prangt ein menschliches Auge, das auf uns herunterblickt.

»Schaut mal! Da oben!«

Die Augen sind genau über den Stühlen positioniert.

»Los, jemand muss sich auf den anderen Stuhl setzen!«

Jules und Lilly hyperventilieren. Will sieht erst mich, dann den Stuhl stirnrunzelnd an. Er geht hin. Ich setze mich ihm gegenüber.

Nichts geschieht. Ich weiß nicht, was ich erwartet habe. Ich nehme an, da die Stühle die einzige Anomalie im Raum sind, wäre es logisch, dass sie irgendwie im Zusammenhang mit …

Ein lautes *Klack* ertönt. Der Stuhl sackt unter mir weg, ein paar Zentimeter. Lilly stößt einen leisen Schrei aus. Ich umklammere die Sitzfläche, so fest, dass meine Knöchel hervortreten. Ich starre Will an. Auch sein Stuhl ist abgesackt. »Äh …« Ich schlucke. »Okay, das war …«

Klack. Schon wieder, diesmal lauter, wie ein Pistolenschuss.

Klack. Klack. Irgendetwas bewegt sich unter dem Fußboden, hinter den Wänden, rings um uns. Will schaut mir fest in die Augen.

Ich öffne den Mund, will etwas sagen, aber der Lärm wird immer lauter, ohrenbetäubend laut. Der ganze Raum erzittert.

Die Wände bewegen sich rückwärts und auseinander. Hinter ihnen befinden sich weitere Spiegel, und auch sie bewegen sich, schieben sich aber ineinander. Ein Alarm ertönt. Eine schrille, heulende Sirene.

Ich springe von dem Stuhl auf. Will ebenfalls. Doch es gibt kein Halten. Ich wirble herum. Lampen leuchten flackernd auf, schwach und fluoreszierend. Der Raum ist definitiv kein Würfel mehr. Ich blicke jetzt einen Korridor entlang; Doppelglaswände, durchzogen von Kabeln und Leuchtröhren. Die drei anderen Wände haben sich zu einem

ellenlangen Spiegellabyrinth geöffnet. Plötzlich verstummt die Sirene.

Niemand bewegt sich. Niemand atmet.

Ich höre Schritte. Sie kommen auf uns zu. Mehrere Leute, mit stampfenden Stiefeln, und hinter ihnen das unverkennbare Klicken von Highheels.

Ich drehe mich zu den anderen um. »Sie kommen!«, flüstere ich. »Sie kommen!«

Hayden liegt immer noch auf dem Boden, alle viere von sich gestreckt, im Tiefschlaf. Ich sinke auf ein Knie und verpasse ihm eine Ohrfeige.

Er regt sich nicht.

Sie sind fast da.

12

Wir schleifen Hayden einige Meter weit mit, lassen ihn fallen, rennen los. Hinein in das Labyrinth der Spiegelwände, eine raschelnde, flüsternde Gruppe. Der schwache Strahl der winzigen Taschenlampe geht fast im Durcheinander der Beine und Körper unter. Mein Herz wummert schmerzhaft gegen meine Rippen.

Wohin laufen wir? Wohin?

Drei Spiegelwände weiter bleiben wir stehen. Ducken uns. Ich blicke über die Schulter zurück. Die Spiegel sind von dieser Seite aus durchsichtig. Ich kann das erkennen, was vorher der würfelförmige Raum war und wo die Stühle jetzt frei stehen. Ich sehe Hayden, auf dem Fußboden ausgestreckt.

Ich schalte die Lampe genau in dem Moment aus, als Miss Sei zwischen den Spiegeln hervortritt.

Sie wird von vier Gestalten begleitet. Identisch, groß, in engen schwarzen Anzügen und mit dunklen Helmen wie Motorradfahrer oder Einsatzpolizisten. Die Visiere glänzen tiefschwarz. Rote Lichter pulsieren entlang ihrer Kinnlinien, *hell–dunkel–hell–dunkel*, wie sich öffnende und schließende Kiemen. Jeder trägt einen großen Koffer.

Wir müssen hier raus. In zwei Sekunden werden sie bemerken, dass Hayden als Einziger noch am Boden liegt.

Die zwei Sekunden sind um.

Los!

Doch ich bleibe wie angewurzelt stehen. Die anderen ebenfalls. Ich beobachte, wie Miss Sei alles absucht. Ihr Blick bleibt auf Hayden haften. Die Einsatzpolizisten / Motorradfahrer umringen ihn. Einer von ihnen öffnet einen Koffer und holt ein schwarzes Bündel heraus, eine hauchdünne Trage und etwas, das wie vakuumverpackte, medizinische Instrumente aussieht. Miss Sei kniet sich neben Hayden auf den Boden, hebt seinen Kopf an und streicht mit dem Daumen über seine Augenbraue, fast zärtlich.

Mit der anderen Hand greift sie in den offenen Koffer. Im ersten Moment glaube ich, dass sie Hayden helfen will. Ihn auf die Trage legen, ihn irgendwohin in Sicherheit bringen …

Sie hält so etwas wie einen Tankstutzen in der Hand. Länglich. Mit Widerhaken. Eine Silbernadel ragt am Ende hervor wie ein Stachel. Ihr Mund verzieht sich zu einem Lächeln. Und dann treibt sie den Stutzen in Haydens Schädelbasis.

Mehr Infos zum Buch und Gewinnspiel auf diogenes.ch/palastderfinsternis